

195. Grundlinien einer literarischen Sprachgeschichte des deutschen Mittelalters

1. Allgemeines
2. Frühmittelalter
3. Hochmittelalter
4. Spätmittelalter
5. Literatur (in Auswahl)

1. Allgemeines

Eine Abgrenzung der Sprache literarischer Texte von der Sprache nichtliterarischer Texte ist für die überlieferten Zeugnisse des mittelalterlichen Deutsch vom 8. bis 11. Jh. kaum und im Hochmittelalter nur in eingeschränktem Maße möglich; erst die Expansion dt. Schriftlichkeit im Zuge eines im 12./13. Jh. einsetzenden allgemeinen Schriftlichkeitsschubs und die mit diesem zusammenhängende Ablösung des Lat. als universaler Schriftsprache auch im Bereich der nichtliterarischen Textsorten (Urkunden, Geschäftsschrifttum) ermöglichen Vergleiche mit der Sprache literarischer Texte auf breiterer Basis.

Wie breit oder schmal diese Basis auch sein mag, in jedem Fall bilden die in den mittelalterlichen Handschriften direkt zugänglichen Überlieferungsfakten, die in der traditionellen Literatur- und Sprachgeschichtsschreibung bisher nur eine untergeordnete Rolle spielten, die Grundlage für diesen Vergleich. Die Vergleichsgrundlage in der Pergamenthandschriftenzeit (bis nach der Mitte des 14. Jh.) ist relativ schmal, sie verändert sich aber nachhaltig durch die Verwendung des Papiers als Überlieferungsträger auch für literarische Texte. Das Papier und die durch seine Einführung ermöglichte Ausbildung von schneller zu schreibenden Schriften (Kursive) sind verbunden mit einer erneuten Expansion dt. Schriftlichkeit zum Beginn des „Manuskriptzeitalters (1370–1469)“ (Neddermeyer 1998), in dem das dt. Sprachgebiet europaweit den stärksten Aufschwung seiner Buchkultur erfährt (ebda., 264). Der Buchdruck, der auf dem Höhepunkt der Handschriftenherstellung in den 1460er Jahren die Nachfrage nach volkssprachigen Texten zu decken beginnt, kam für die fast unbegrenzte Vervielfältigung von volkssprachiger Gebrauchsliteratur wie gerufen und beschleunigte auch einen Selektionsprozeß im Bereich der literarischen Texte, er war allerdings nur

der „Auslöser einer wesentlichen Beschleunigungsphase innerhalb eines längeren Zeitraums“ (ebda., 553).

Die Überlieferungsfakten, d. h. die Handschriften und zum Ende des 15. Jhs. auch in begrenztem Umfang die Drucke, sind von besonderem Interesse für eine literarische Sprachgeschichte, welche die räumlichen, zeitlichen und sozialen Aspekte der Textüberlieferung berücksichtigt. Die überlieferte „deutsche Literatur des Mittelalters“ umfaßt „alle ‘geordneten’ Texte ..., d. h. das Schrifttum schlechthin außer dem urkundlichen, soweit es sich auf bloße Rechtsverbindlichkeit beschränkt“ (Ruh 1985, 263); entsprechend dem erweiterten Literaturbegriff der Neuaufgabe des ‘Verfasserlexikons’ (1978 ff.), „der die Schriftlichkeit mit Literatur gleichsetzt“, ist unter Literatursprache im Mittelalter nicht ausschließlich die Sprache der Dichtung, sondern eine Varietät zu verstehen, die eine durch Selektionsprozesse gesteuerte Geformtheit aufweist, sich durch Multifunktionalität von den Fachsprachen absetzt und durch die Tendenz zur Absonderung von den engregional gültigen Dialekten von diesen abhebt (vgl. Guchmann 1984, 22 f.; Literatursprache₂ bei Roelcke 2000, 477). In der Definition Stefan Sondereggers (1990, 43), die nicht auf die mittelalterliche Literatur beschränkt ist, kommt die innerhalb einer Kultur allgemein anerkannte ästhetisch ausgezeichnete Formung und Textstrukturierung hinzu (vgl. Literatursprache₃ bei Roelcke, ebda.). Die mittelalterliche Schriftlichkeit war jedoch dominiert vom Latein, aus dem sich zunächst die ahd. und mhd. Gebrauchstexte (Seelsorge, Rechtspflege), die geistliche Dichtung und seit dem 12. Jh. die weltliche Dichtung ausgrenzt; vor allem aber wird nach der Mitte des 13. Jhs. in zunehmendem Maße durch die Entlatinisierung der Fachprosa das lat. Wissen in die Volkssprache „entbunden“ (vgl. 1271 Jacob van Maerlant im Prolog zu seiner ‘Rijmbijbel’ V. 21 f.: *Scholastica* [d. i. die ‘Historia scholastica’ des Petrus Comestor] *willic ontbinden / In dietsche word uten latine*; zit. nach Moolenbroek/Mulder 1991, 8). Im Unterschied zur neuzeitlichen Literatur wurde alle mittelalterliche Literatur, auch die Dichtung, „gebraucht“, und jeder aufs Pergament gelangte Text hatte einen selbstverständlichen Nutzen (vgl. Kuhn

1980, 83), sei es ein volkssprachiger Hohe-
liedkommentar des 11. Jhs. oder eine Chronik
des 12. Jhs. mit ihren formalen wie inhaltlichen
Aktualisierungen bis ins 16. Jh. oder ein
Artusroman mit seiner relativ konstanten
Überlieferung vom 13. bis ins 15. Jh. oder
Mystikerpredigten des 14. Jhs. mit ihrer
ungebrochenen Rezeption bis in die Neuzeit.

Grundlinien einer literarischen Sprachgeschichte
des dt. Mittelalters, die von den Handschriften
und ihren Gebrauchszusammenhängen ausgehen,
lassen sich nur teilweise anhand von Ergebnissen
der bisherigen Sprach- und Literaturgeschichtsschreibung
ausziehen, denn der Gegenstand beider Disziplinen,
der literarische Text im weitesten Sinne, ist
auf Grund der mediengeschichtlichen Voraussetzungen
im Mittelalter in der Regel eine unfeste,
bewegliche Größe und existiert in so vielen
Varianten wie es Handschriften gibt. „L'écriture
médiévale ne produit pas des variantes, elle est
variance“ (Cerquiglini 1989, 111). Bei literarischen
Werken hat man es im Gegensatz etwa zu den
Urkunden, die in Traditionsbüchern und frühen
Kopieren z. T. sogar faksimileartig reproduziert
werden, mit einem „unfesten Text“ (Bumke 1996,
53 ff.) zu tun und bei reicher Überlieferung
mit einer enormen Menge von Varianten, aus
denen durch textkritische Verfahren der ursprüngliche
Text rekonstruiert werden kann. Dieses Rekonstruktions-
produkt, der kritische Text, ist in der Regel der
Gegenstand nicht nur der dt. Literaturgeschichten,
sondern auch der Sprachgeschichten. Varianz kann
in dt. Urkundentexten des 13. Jhs. aber auch als
bewußt eingesetztes und positiv konnotiertes
Stilmittel verwendet werden (Mihm 2000).

Die für die literarischen dt. Texte des Mittelalters
charakteristische Variabilität auf allen sprachlichen
Ebenen und ihre prinzipielle Anpassungsfähigkeit
an aktuelle Nutzungsbedürfnisse und an regionale,
zeitspezifische, ästhetische usw. Bedingungen
dürften die Grundlinien einer literarischen
Sprachgeschichte in stärkerem Maße bestimmen
als der kritisch fixierte Text, der die Varianz
und Vielfalt ausblendet. Im folgenden soll daher
die in der traditionellen Sprach- und Literaturgeschichtsschreibung
allenfalls am Rande thematisierte Überlieferungs-
und Textgeschichte von ausgewählten literarischen
Texten, die in mehreren Handschriften über einen
längeren Zeitraum, in verschiedenen Regionen
und in unterschiedlichen Schichten und
Gemeinschaften rezipiert wurden, im

Mittelpunkt stehen. Für die Zeit der höfischen
Klassik und in Verbindung mit der literatursprachlichen
Entwicklung um 1200 werden allerdings die
verschiedenen Aspekte einer Koineisierung
detaillierter behandelt, und ausführlicher wird
nur auf die Überlieferungsgeschichte von
Wolframs 'Parzival' eingegangen.

Den Ausgangspunkt für die Überlieferungs-
und textgeschichtlichen Einzelanalysen dt.
literarischer Werke vom 9. bis 15. Jh. bildet
erstens die Überlieferungsgeschichte, welche
die äußeren, historischen Faktoren berücksichtigt,
die nicht nur für die Entstehungsgeschichte
und die Entstehungsbedingungen (Auftraggeber/
Autor), sondern auch für die weitere
Wirkungsgeschichte (Besteller/Schreiber)
maßgebend sind, und zweitens die Textgeschichte,
welche die inneren, sprachlichen Faktoren
berücksichtigt, die ausgehend von der meist
nur rekonstruierten Erstfassung auch die
wesentlichen Textveränderungen bis zum
Versiegen der Überlieferung in den Blick
nimmt. Historische und sprachliche Faktoren
stehen dabei in Wechselwirkung, z. B. kann
der Dichter eines umfangreicheren und daher
in Abschnitten bekannt gemachten Werkes
während der Entstehungszeit oder der ersten
Rezeptionsphase unmittelbar nach der
Entstehung, wenn das Interesse an dem
neuen Werk am größten ist, Modifikationen
vornehmen (mehrere Autorfassungen), es
kann ein Auftraggeber nicht nur Veränderungen
in der Form des Codex wie der Sprache eines
literarischen Werkes fordern, wenn das Buch
mitsamt Einrichtung und Ausstattung seinem
Repräsentationsbedürfnis nicht genügt und
der in ihm überlieferte Text veraltet und
teilweise unverständlich geworden ist,
sondern er kann auch ein bisher nur mündlich
überliefertes Werk wie das Nibelungenlied
in ein Buchepos verwandeln lassen oder eine
repräsentative Sammlung von literarisch
geschulten Kennern, die auch für die
Redaktion der Texte zuständig sind, in einem
großformatigen Codex zusammenstellen lassen.

2. Frühmittelalter

Die im 8. Jh. einsetzende Verschriftlichung
des Deutschen begann mit dem Eintragen von
Glossen in lat. Texte nach ags. Vorbild und
ist im Hinblick auf die Masse der erhaltenen
Handschriften mit Deutschgeschriebenen bis
zum 12. Jh. dominiert von der Glossen- und
Glossarüberlieferung: Ihren über

1000 Handschriften aus diesem Zeitraum stehen weniger als 300 Handschriften mit zusammenhängenden volkssprachigen Texten gegenüber; das Verhältnis für das 8.–10. Jh. zeigt ein noch deutlicheres Übergewicht der Glossenhandschriften: Über 600 stehen den rund gut 60 Handschriften mit ahd. oder alts. Texten gegenüber (vgl. Bergmann/Stricker 1995, 14f.; Bischoff 1971, 101), von denen nur etwa ein Dutzend eine buchmäßig selbständige Einheit bildeten, die übrigen aber keine reguläre Funktion in einem größeren Zusammenhang hatten, von den Beichten abgesehen, welche Hausrecht in den Sakramentarien gewannen (vgl. Bischoff 1971, 102f.). Glossen und Glossare dienten nur ausnahmsweise dem Verständnis des Deutschen (wie z. B. das Sachglossar in der Handschrift des 'Vocabularius Sancti Galli', „das Vademecum eines angelsächsischen Missionars“, Haubrichs 1988, 231), ihre Hauptaufgabe war die Aneignung und Sicherung des Textverständnisses der lat. Literatur; die Erfüllung dieser Aufgabe war auch für die ersten Übersetzer und Autoren, die umfangreiche dt. Texte schufen, selbstverständlich; über die Glossen führte z. B. auch der Weg Otfrids von Weissenburg in die dt. Schriftlichkeit (Kleiber 1971, 149f.).

Den eigentlichen Anstoß zur Schaffung einer dt. Literatursprache gaben die Reformen Karls des Großen, deren Impulse noch das ganze 9. Jh. prägten. Die in Kapitularien überlieferten „Verdeutschungsbefehle“ (von Polenz 1959, 33) zur Durchführung einer oralen volkssprachigen Katechese und deren Begründung (*quia in omni lingua Deus adoratur et homo exauditur, si iusta petierit*, Frankfurter Synode 794) stehen im Zusammenhang mit der Schrift-, Lateinstudien- und Kirchenreform, deren wichtigster Grundsatz die Verwirklichung und Wiederherstellung der *norma rectitudinis*, der 'Norm des Richtigen', war. Verbindlich geregelt und normiert zugunsten einer allgemeinen Verständlichkeit in der Verwaltungspraxis wurden z. B. die Bezeichnungen für Monate und Winde; dem Bericht Einhards (*Vita Karoli Magni*, cap. 29) über diese staatliche Sprachregelung geht die Erwähnung der von Karl veranlaßten Aufzeichnung der *barbara et antiquissima carmina* über die Taten und Kriege der Vorfahren und die Anregung einer *grammatica patrii sermonis* voraus. Nicht nur die für Kirche und Kult wichtigsten Texte und die für die staatliche Verwaltungspraxis zentralen Wortfelder, sondern auch die Liedersammlung be-

durften für die Aufzeichnung einer grammatisch geregelten Sprache, einer Literatursprache mit Normanspruch.

Dieser Anspruch wurde durch die Übersetzungen der sogen. 'Isidor-Gruppe' bereits gegen Ende des 8. Jhs. verwirklicht. Sie umfassen sowohl für die aktuelle kirchenpolitische Situation relevante theologische Traktate als Argumentationshilfe für die nicht lateinkundigen Laien im Umkreis des Hofes als auch das Matthäus-Evangelium als Grundlage für die christliche Verkündigung in der Volkssprache. Das Werk des vermutlich im Umkreis der klerikalen Elite am Hof Karls des Großen wirkenden Übersetzers ist das erste überlieferte Zeugnis für den Gebrauch des Deutschen als einer dem Lateinischen ebenbürtige Literatursprache. Die Übersetzungen sind nur fragmentarisch in zwei Handschriften als Bilingue erhalten: P (Paris, lat. 2326, geschrieben in einem nicht lokalisierbaren Skriptorium kurz nach 800) und MF (Monseer Fragmente, geschrieben im bairischen Kloster Mondsee um 810); sekundär bezeugt sind sie durch die Verarbeitung in dem um 820 im elsässischen Kloster Murbach geschriebenen Glossar Jc. Auch in einem Eintrag des 831 verfaßten Bibliothekskatalogs der pikardischen Abtei St. Riquier über eine dort vorhandene *Passio Domini in theodisco et in latino* könnte ein Exzerpt aus der Isidor-Gruppe gesehen werden (so Haubrichs 1988, 309; anders Hellgardt 1996, 48). Die rasche Verbreitung der Übersetzungen wird verständlich durch die Annahme, daß sie von der Hofbibliothek ausgingen (Matzel 1978, 300). Über die dialektgeographische Basis der in P bewahrten Sprache der Übersetzungen, die auch aus MF bzw. der erschlossenen nichtbair. Vorlage von MF rekonstruierbar ist, gibt es divergierende Auffassungen, denen allen aber die Lokalisierung in einer westlichen Varietät, einschließlich des Westfränkischen, gemeinsam ist. Matzel (zusammenfassend 1978, 298–301) hat zuletzt gezeigt, daß die sorgfältig geregelte Orthographie den südrheinfrk. Dialekt Lothringens zur Grundlage hatte und mit dem *patrius sermo* bei Einhard vermutlich die Sprache von Metz als die 'Vätersprache' Karls und seiner Vorfahren gemeint war. Diese wollte demnach der Herrscher im Rahmen seiner Reformen mit konsistenten Verschriftungsregeln „in den Rang einer Schriftsprache erheben“ (Haubrichs 1988, 311). Die Einhaltung grammatischer Normen zeigt sich nicht nur in der Orthographie, sondern auch in der Morphologie, die

nicht ausschließlich auf einer einzelsprachlichen Varietät beruht, sondern auf einer bewußten Auswahl von südlichen, alemannischen und nördlichen, fränkischen Merkmalen (Matzel 1978, 300). Der Wortschatz ist „nahezu ganz frei von künstlichen neugeschaffenen Ausdrücken“ (Eggers 1986, 203), d. h. von den Glossenbetrieb prägenden Lehnübersetzungen; in ihm ist die Nähe zur Adelskultur am Hofe deutlich, wenn z. B. der *egregius psalta Israel* (Ahd. Isidor 43, 21, ed. Eggers), d. h. König David als Schöpfer der Psalmen, im Deutschen als *adalsangari Israelhelo* erscheint. Auch die Syntax ist unabhängig vom pedantischen Gelehrtenlatein der Vorlage: Wie in der Wortbildung die Lehnübersetzungen, so fehlen mit dem Ahd. nicht kompatible lehnsyntaktische Strukturen fast ganz; ein differenziertes System von Nebensätzen ist voll ausgebildet, wie das auch im ‘Heliand’ und in Otfrids Evangelienbuch der Fall ist. Es gibt schließlich noch stilistische Unterschiede zwischen Traktaten und Bibeltext; denn dieser wird mit Rücksicht auf seinen sakralsprachlichen Rang – wie in der Tradition der Bibelübersetzer von Hieronymus bis Luther – teilweise wörtlicher als die Traktate übersetzt. Auch verschiedene Textsortenstile (Traktat, Predigt, Bibelsprache) kann der Übersetzer also mit adäquaten Mitteln im Deutschen gestalten.

Die *norma recitandis* als Reformziel wurde für das verwilderte Latein auf allen sprachlichen Ebenen erreicht, eine entsprechende Standardisierung für das Deutsche wurde durch die vermutlich im Umkreis des Hofes entstandenen Übersetzungen der Isidor-Gruppe wohl ebenfalls erreicht, aber sie blieb ohne jede Wirkung, denn schon in der Monseer Abschrift erfolgte eine Umsetzung ins Bairische. Als Paradebeispiel für Müllenhoffs These von einer einheitlichen „karolingischen Hofsprache“ im 8./9. Jh. mit allgemeiner Verbindlichkeit taugt die Isidor-Gruppe aufgrund ihrer beschränkten Wirkung nicht; der Text der Pariser Handschrift mit schriftsprachlicher Vorbildfunktion blieb ein Ansatz ohne Folgen. „Die karolingische Schriftsprache ist ein Phantom“ (Schröder 1959, 56; zur weiteren Kritik an dem von Müllenhoff und anderen vorgebrachten „Postulat einer programmatischen Einheit im Althochdeutschen“ vgl. Grubmüller 1985, 1767 f.). „Stammliches, gentiles Sonderbewußtsein“, wie es sich in dem von einem bair. Schreiber im 1. Viertel des 9. Jhs. aufgezeichneten ‘Kasseler Gesprächsbüchlein’ in den

später bei Wolfram von Eschenbach (Parz. 121, 7–9) in ähnlicher Form verwendeten Beispielsätzen zur Glossierung von *sapiens* und *stultus* zu erkennen gibt: *Tole sint Walha, spahe sint Peigira* „dumm sind die Romanen, klug sind die Bayern“, prägt sich auch als sprachliches Sonderbewußtsein aus; die im Umkreis des Hofes entworfene exemplarische orthographische Norm erweist sich „als spezifisch fränkisch und im bairischen Sprachraum nicht recht adaptierbar“ (Haubrichs 1988, 25).

Mit den großen Bibeldichtungen des 9. Jhs., mit der ‘As. Genesis’, dem ‘Heliand’ (vor 850) und Otfrids ‘Evangelienbuch’ (zwischen 863 und 871), beginnt die eigentliche Geschichte der schriftlich fixierten dt. Literatur, die in erster Linie Dichtung ist und von ihren Autoren auch ausdrücklich als solche gemeint war. Mit 5983 Stabreimzeilen bzw. 7418 endgereimten Langversen sind sie nicht nur die umfangreichsten Dichtungen der Karolingerzeit, sondern auch umfangreicher als die lat. Bibeleyen von Juvencus bis Arator, in deren Tradition sich Otfrid ausdrücklich gestellt hat.

Heliand. Die sekundär überlieferte und möglicherweise in Fulda von Hrabanus Maurus (822–842 Abt von Fulda, 847–856 Erzbischof von Mainz) oder in seinem Umkreis verfaßte ‘Heliand’-Praefatio nennt als Auftraggeber *Ludouuicus piissimus* (Ludwig der Fromme 814–840; vgl. Taeger 1981, 958 f.; oder Ludwig der Deutsche, 843–876, vgl. Haubrichs 1988, 338) und als Dichter einen Mann *de gente Saxonum qui apud suos non ignobilis vates habebatur*, der Altes und Neues Testament *in Germanicam linguam poetice* übersetzen sollte. Als Adressaten des gesamten Bibelwerkes werden die *illiterati* genannt, die volkssprachlichen, aber mit der mündlichen Adelskultur vertrauten Analphabeten. Der Autor war sowohl mit der Stabreimdichtung vertraut als auch theologisch gründlich gebildet (zu Autor und Werk vgl. die Literaturgeschichten u. a. Wehrli 1980, 67–76; Haubrichs 1988, 330–353; Kartschoke 1990, 140–153). Schon die überwiegende Bezeichnung Jesu als *heliand*, die auch als Werktitel für die erste wissenschaftliche Ausgabe von Johann Andreas Schmeller gewählt wurde, zeigt die Vertrautheit des ‘Heliand’-Dichters mit der theologisch fundierten Namenetymologie (hebr. *Jesus* – griech. *sōtēr* – lat. *salvator* – alts. *heliand*, vgl. ahd. *nerrendeo* in der Isidor-Gruppe).

Die erhaltene Überlieferung des 'Heliand' läßt sich aufgrund paläographischer Kriterien datieren und teilweise auch lokalisieren.

Von den beiden nahezu vollständigen Handschriften ist M (München, Cgm 25) um 850 von zwei Schreibern im 822 gegründeten Kloster Korvey geschrieben (Bischoff 1979), C (London, Cotton Caligula A. VII) in der 2. Hälfte des 10. Jhs. in Südengland von einem Angelsachsen (Taeger 1984, XVI und XXXI) oder von einem Schreiber nl. Herkunft (Klein 1989, 97). Von den drei übrigen Textzeugen bietet V (Vaticana, Palat. Lat. 1447) ein Exzerpt mit dem Anfang der Bergpredigt, das etwa im 3. Viertel des 9. Jhs. in eine in Mainz geschriebene komputistische Hs. eingetragen wurde zusammen mit drei Exzerpten aus einer Kompilation von ags. und as. Genesis. Reste von zwei weiteren Handschriften sind das sprachlich dem ursprünglichen Text nahestehende Fragment P (Berlin, Dt. Hist. Museum, R 56/2537) und das zuletzt aufgefundene Fragment S (aus Straubing), beide um oder nach 850 geschrieben. Die 'Praefatio' mit den 'Versus' stammt höchstwahrscheinlich aus einer heute verschollenen Leipziger Handschrift, die vermutlich auch Luther kannte.

Die erhaltene Überlieferung läßt auf eine rasche Verbreitung des 'Heliand' schließen, denn um oder kurz nach 850 sind drei der erhaltenen Handschriften entstanden, aus deren Verhältnis zueinander sich weitere Vorlagen und Vorstufen erschließen lassen. Die frühe Exzerptüberlieferung in V, die verbunden ist mit Exzerpten aus der 'Altsächs. Genesis', zeigt, daß wenig später der nur fragmentarisch bezeugte alttestamentliche und der neutestamentliche Teil vereinigt worden waren in einem Ganzen, das nach dem Sechsweltalter-Schema der Weltchroniken gegliedert war; der alttestamentliche Teil umfaßte die fünf Weltalter des Alten Bundes, die zur Zeit der Evangelisten vergangen waren (*thiu fibi uuârun agangan* Heliand V. 47b), und der neutestamentliche Teil das sechste Weltalter, das mit Christi Geburt kommen sollte. Die Praefatio der verlorenen Leipziger Handschrift bezieht sich auf ein volkssprachiges *vetus et novum testamentum*. Die 'Altsächs. Genesis' ist außer durch die V-Exzerpte noch durch die in einer um oder kurz nach 1000 geschriebenen Handschrift (Oxford, Bodleian Library, Junius 11) der 'Angelsächs. Genesis' (V. 235–251) bezeugt, in der sie nach einer sprachlichen Adaptierung mit den ags. Teilen kompiliert wurde. Die für die Zeit vor 1000 nachweisbaren engen literarischen Verbindungen zwischen dem Festland und England werden ebenfalls durch die Heliand-Hs. C bezeugt. Die Heliandsprache, die aus Mangel

an vergleichbaren Varietäten ein ungelöstes Problem darstellt, spiegelt den auffallenden Überlieferungsbefund durch ihren Mischcharakter, der auf graphematischer und morphologischer Ebene Merkmale des Ags. und Ahd. bezeugt und für den ursprünglichen Wortlaut auf eine auf Auswahl beruhende Schreibsprache eines niedersächsischen Zentrums schließen läßt, von dem die lebhaftere Verbreitung – vermutlich des gesamten as. Bibelwerkes – ihren Ausgang nahm, dessen Überlieferung jedoch „im alten Umkreis völlig ausgelöscht ist“ (Bischoff 1971, 128).

Das Verhältnis der Heliandsprache zu den wenigen katechetischen und urkundlichen Texten des Alts. läßt sich nicht genauer bestimmen, weil die Vergleichsbasis zu klein ist. Das überlieferte Alts. wird daher im wesentlichen durch die orthographisch und morphologisch variantenreiche Sprache der Handschriften mit den Bibeldichtungen repräsentiert. Die Syntax dieser Stabreimdichtungen ist geprägt durch das Auseinanderfallen von syntaktischer und metrischer Einheit, indem die natürliche Pause am Zeilenende übersprungen wird (Hakenstil) und umfangreiche, bis zu 19 Langzeilen umfassende hypotaktische Gefüge verwendet werden, innerhalb derer die indirekte Rede immer wieder in die direkte übergehen kann. Die Langzeile kann bis zur Grenze ihrer Aufnahmefähigkeit überfüllt werden (Schwellverse). Als stilbestimmendes Kunstmittel erscheint die Nominalvariation. Der Wortschatz ist überregional; kunstvolle neugebildete Komposita sind nicht prominent; zahlreiche inhaltlich zentrale Komposita werden häufig wiederholt und nicht durch gesuchte Bildungen wie etwa im 'Hildebrandslied' oder 'Beowulf' variiert. Durch die größere Füllungsfreiheit der Verse kommen die Synsemantica zum Zwecke einer expliziten Ausdrucksdifferenzierung stärker zur Geltung (zu Sprache und Stil vgl. zusammenfassend Taeger 1981, 968 f.).

Otfrid von Weifenburg. Evangelienbuch: Sehr viel deutlicher als der Verfasser der 'Heliand-Praefatio' äußert sich Otfrid von Weifenburg im lat. Approbationsschreiben an Erzbischof Liutbert von Mainz (863–889), im Widmungsgedicht an König Ludwig den Deutschen (843–876) und im Eingangskapitel (I. 1, 1) über Anreger, Empfänger und die Gründe für die Abfassung seines 'Evangelienbuches', dabei geht er auch ausdrücklich auf die Schwierigkeiten bei der Verschriftlichung des Deutschen im Unterschied zum grammatisch geregelten und normierten Latein ein.

Durch Otfrids Selbstzeugnisse und durch die paläographischen Untersuchungen Wolfgang Kleibers (1971) ist über sein Leben und Wirken sehr viel mehr bekannt als über fast jeden andern mittelalterlichen dt. Dichter (zusammenfassend Schröder 1989, 172–179, und die Literaturgeschichten u. a. von Wehrli 1980, 76–86; Haubrichs 1982, 354–377; Kartshoke 1990, 153–161).

Als Anreger nennt er Mitbrüder und eine *matrona Judith*, als Adressaten diejenigen, die Schwierigkeiten haben, die lat. christlichen Dichter zu verstehen; ihnen will er die Lehren der Evangelien in ihrer *propria lingua*, d. h. in *frenkisga zungun* (I. 1, 114) verständlich machen, damit sie danach lebten und in *frenkisgon nan* (= *Krist*) *lobotun* (I. 1, 126). Literatur- und sprachgeschichtlich sieht er sich dabei an einem Anfang: *Nist si* (die fränkische Sprache) *so* (zum *gotes lob*) *gesungan, mit regulu* (grammatischer und metrischer Regulierung) *bithuuungan* (I. 1, 35). Von den Leistungen des Übersetzers der Isidor-Gruppe und dem ‘Ahd. Tatian’ (2. Viertel 9. Jh.), der in der Zeit in Fulda entstand, als Otfrid vermutlich dort unter Hrabanus Maurus (822–847) studierte, erwähnt er nichts.

Von keinem größeren Werk der mittelalterlichen deutschen Literatur existiert eine vergleichbar autornaher Überlieferung. Die mit drei ganzseitigen Illustrationen versehene Handschrift V (Wien cod. 2687) ist die vom Dichter eigenhändig korrigierte Reinschrift; rund 3500 Korrekturen, von denen etwa die Hälfte die phonetischen und musikalischen Akzente betreffen, hat Kleiber (2000, 122 f.) gezählt und daraus geschlossen, daß Otfrid „sein Werk in jahrelanger Arbeit mehrfach überkorrigiert haben“ muß. Zwei Hauptschreiber, die an der Herstellung von V beteiligt waren, fertigten danach auch die Hs. P (Heidelberg, Cpg 52) an; 116 Verse in V schrieb Otfrid selbst. Die graphische Varianz der beiden Hauptschreiber von V und P ist noch nicht systematisch untersucht, ebensowenig sind „idiolektale, dialektale oder sprachhistorisch-sprachgeographische Aspekte“ auch in jüngeren Untersuchungen in Betracht gezogen (Kleiber 2000, 124). Die Schreibsprache von VP wird im Zirkelschluß mit dem Regionaldialekt „südrheinfränkisch“ gleichgesetzt und sogar als ‘Heimatlialekt’ Otfrids gewertet, das Verhältnis zu Merkmalen anderer regionaler Varietäten ist noch nicht untersucht, doch erste Ansätze zu einer systematischen Untersuchung der graphematischen Variation bei den Schreibern

von VP unter besonderer Berücksichtigung der Korrekturen Otfrids und unter Einbeziehung der Urbarskripta und rezenten Dialekte sind von Kleiber (2000, 125–132) vorgelegt worden, ebenso zur wortgeographischen und sprachhistorischen Strukturierung des Otfrid-Wortschatzes (133–136). Auf die „Multifunktionalität“ von V und P (Haubrichs 1988, 377 f.) weisen die Tonbuchstaben für den gesanglichen Vortrag bestimmter Partien von V hin, ebenso die Neumierung der Verkündigungsszene in P. Eine konkrete Rezeptionsspur liefert ein Eintrag aus der Mitte des 11. Jhs. in P, auf Bl. 90^r am unteren Rand fast unsichtbar eingeritzt zum Kapitel III. 12 (Bekenntnis und Berufung des Petrus, Mt 16, 13–19) die Worte: *Kicila diu scona min filolas* (‘Die edle Gisela hat viel in mir gelesen’); als Leserin wird mit guten Gründen die Kaiserin Gisela († 1043), die Gemahlin Konrads II. (1024–1039), vermutet (Schützeichel 1982, 48–58). Zur weiteren Benutzung von P, von der das in der 1. Hälfte des 11. Jhs. am Ende der Handschrift eingetragene ‘Georgslied’ zeugt, vgl. Haubrichs 1988, 376 und 411 f.

Die Handschrift F (München, Cgm 14) wurde um 900 von dem im St. Gallischen Schriftstil gebildeten Priester Sigihard auf Veranlassung des zur Hofkapelle gehörenden und auch mit Weißenburg eng verbundenen Bischofs Waldo von Freising (883–906) angefertigt. Da die direkte Vorlage V war (Kleiber 1971, 22 f.), bietet sich die seltene, sonst fast nur bei kopialer Überlieferung von Originalurkunden anzutreffende Gelegenheit, den Abschreib- und Aneignungsprozeß bei der Verbreitung einer Großdichtung im Skriptorium einer anderen Sprachlandschaft zu untersuchen. Sigihard hat die Vorlage anfangs weniger, ab Buch III dann konsequent in seine bair. Schreibsprache umgesetzt. Das charakteristische Merkmal von V, die sorgfältige Akzentuierung, hat er in ihrer Funktion nicht erkannt und daher nur unvollständig oder ganz entstellt bewahrt. Ein systematischer Vergleich von F mit V steht noch aus (vgl. die Ansätze und Beispiele bei Kleiber 1993, 93 ff.). Besonders aufschlußreich für den ‘Sitz im Leben’ von F sind die am Schluß Bl. 126^r (Faksimile bei Masser 1993, 134) eingetragenen vier Langzeilen in der Form von zwei Otfrid-Strophen, die in Verknennung ihrer Funktion als ‘Sigihards Gebete’ in die Literaturgeschichte eingegangen sind, aber keineswegs von der Hand Sigihards stammen; es handelt sich vielmehr um dt. Versionen der in

der lat. Rubrik zitierten Versbenediktionen *Tu autem domine miserere nobis. Domine. iube [be]nedicere. AMEN*, mit denen die Lesungen der Nokturn und die klösterlichen Tischlesungen abgeschlossen werden (Bischoff 1971, 105; Ohly 1995, 2 f.; Masser 1993, 128–130, und VL 8, 1992, 1242 f.). Die Freisinger Otfrid-Handschrift fand also für die klösterliche Lectio Verwendung; die Tonbuchstaben in V und die Neumierung in P weisen auf ähnliche Gebrauchszusammenhänge.

Aufschlußreich für die Überlieferungs- und Textgeschichte sind auch die Reste von 26 Blättern der Otfrid-Handschrift D, des Codex Discissus, die „gewissenhaft, in getreuer Wahrung des sprachlichen Charakters“ (Bischoff 1971, 105) um 975, also ein Jahrhundert nach der Entstehung des Evangelienbuches, in Fulda aus V abgeschrieben wurde (vgl. Milde 1983). D ist also im Unterschied zu F äußerst konservativ kopiert worden in einem Jahrhundert, in welchem außer einem kurzen ‘Priestereid’ (VL 7, 827 f.) in zwei Freisinger Handschriften und der ebenfalls in Freising im Umkreis des Bischofs Waldo († 906) aufgezeichneten Versbearbeitung des ‘138. Psalms’ (vgl. Haubrichs 1988, 379–383) sonst kaum Deutschgeschriebenes aufs Pergament kam. Außer den vier erhaltenen Otfrid-Handschriften, die in Weißenburg, Freising und Fulda jeweils aus V abgeschrieben wurden, sind die Widmungsexemplare für den in Regensburg residierenden König Ludwig den Deutschen, den Erzbischof Luitbert von Mainz, den Konstanzer Bischof Salomo I. und die Studienfreunde Hartmut und Werinbert in St. Gallen anzunehmen. Von allen Dichtungen der Frühzeit hat Otfrids Werk die nachweisbar größte Wirkung und Verbreitung erfahren. Auch wenn die Handschrift P noch im 11. Jh. benutzt wurde, so bricht die Überlieferung des „poetischen Hauptwerkes der ahd. Literatur“ (Schröder 1959, 190) doch im 10. Jh. ab.

Die literatursprachlich folgenreichste formale Neuerung Otfrids war der Übergang zum Endreimvers, der sich am Vorbild der ambrosianischen Hymnenstrophe orientierte. Zwei vierhebige Kurzverse werden gebunden durch den Endreim, den die letzte Silbe trägt, auch wenn sie unbetont ist. Für die Morphologie des Ahd. bietet gerade diese metrische Form eine ebenso vorzügliche Quelle wie später der reine Reim der Tonsilben in der Reimpaarepik um 1200. Die durchschnittlich 6- oder 7-silbigen Kurzverse mit ihrer gegenüber dem Stabreim eingeschränkten Füllungsfrei-

heit lassen anders als die Stabreimzeile mehrsilbige Komposita kaum zu. Von den rund 200 Nominalkomposita Otfrids (gegenüber den 440 des kürzeren ‘Heliand’) sind ein Fünftel christliche Bildungen mit *drüt-* (10x), einem Lieblingswort Otfrids, und *worolt-* (27x) als Bestimmungswort, die das Auserwähltsein bzw. die Diesseitigkeit einer Person oder Sache bezeichnen und fast ausschließlich bei Otfrid belegt sind. Der christliche Wortschatz und dessen durch die Exegese aufzuschließender allegorischer Schriftsinn spielt bei Otfrid eine zentrale Rolle, die erst durch ein allegorisches Wörterbuch faßbar wird (Hartmann 1975). Syntaktische und metrische Strukturen entsprechen sich in der Regel, es herrscht also ein Zeilenstil, wie er auch charakteristisch ist für die frühmhd. Bibeldichtung. Zeilenstil und Strophenform stehen einem reich ausgebildeten System von Nebensätzen nicht im Wege (Wunder 1965), auch wenn Gefüge mit mehrfacher Hypotaxe wie im ‘Heliand’ oder auch in den ‘Straßburger Eiden’ von 842, dem bedeutenden Zeugnis für die dt. Rechtssprache des 9. Jhs. mit ihren komplexen hypotaktischen Strukturen (vgl. Gärtner/Holtus 1995, 121 f.), ungewöhnlich sind. Für die dt. Sprach- und Literaturgeschichte bietet die einzigartige Textüberlieferung in den erhaltenen vier Handschriften und deren Verhältnis zueinander (V als unmittelbare Vorlage für P, F und D) weiterhin ein ergiebiges Untersuchungsfeld.

Am Endpunkt der ahd. Literatur, die immer wieder unverbundene Neuansätze (Isidor-Gruppe, ‘Heliand’, Otfrid) und keine Kontinuität aufweist (Schröder 1959), steht das Übersetzungswerk Notkers III. von St. Gallen († 1022), der wiederum keinen Vorgänger kennt und für den Schreiben in der Volkssprache einen „unerhörten Neubeginn“ bedeutet, eine *res paene inusitata*, wie er in seinem Brief an Bischof Hugo I. von Sitten (998–1017) über seine Lebensarbeit schrieb. Von seinen umfangreichen Werken, die die Artes liberales (einschließlich des Martianus Capella ‘De nuptiis Philologiae et Mercurii’), poetische Werke der Schullektüre (‘Cato’, Vergils ‘Bucolica’), Bibel (Psalter, Hiob) sowie Theologie und Philosophie (des Boethius ‘Consolatio Philosophiae’ und Trinitätschrift) einschließen, sind viele verloren, die erhaltenen sind bis auf den Psalter meist nur unikal überliefert. Einzig die kommentierende Psalterübersetzung hat eine längerdauernde Wirkung gehabt. Notkers literaturgeschichtliche Bedeutung (Sonderegger 1987,

1225–1228) liegt vor allem „in seiner bahnbrechenden Leistung für die Übersetzungsgeschichte des Deutschen“ (ebda., 1225); trotz der ihm vorausgegangenen regen Glossierungstätigkeit in St. Gallen vom 8.–10. Jh. und einer mit seinem Psalter verbundenen weiteren Glossierung steht Notker da „als ein einsamer Sprachmeister und Bildungsmittler über die Volkssprache“ (ebda., 1228). Seine sprachgeschichtliche Bedeutung (ebda., 1229 f.) liegt ähnlich wie bei Otfrid darin, daß er für die Verschriftlichung der Volkssprache zunächst einmal ein differenziertes und vom lateinischen deutlich unterschiedenes Graphemsystem schaffen mußte, das mit Hilfe von Akzenten (Akut und Zirkumflex) und satzphonetischen Regelungen (Auslautgesetz) die Sprechsprache phonetisch möglichst genau wiedergab. Zur Akzentschreibung äußert er sich explizit im Brief an Hugo von Sitten: *Oportet autem scire, quia verba theutonica sine accentu scribenda non sunt praeter articulos, ipsi soli sine accentu pronuntiantur acuto aut circumflexo*. Die Akzentschreibung ist wie bei Otfrid und später bei Williram von Ebersberg nur in der autornächsten Überlieferung vollständig bewahrt, in den späteren Abschriften wird ihre Rolle von den ans Lat. gewöhnten Schreibern nicht erkannt, die Akzentzeichen werden daher nur unvollständig wiedergegeben, entfällt oder schließlich ganz aufgegeben. Gleichwohl liefert die Akzentschreibung das Vorbild für die Erweiterung des dt. Graphemsystems durch den Gebrauch von Superskripten, die in Kombination mit dem Grundbuchstaben einen neuen Lautwert wiedergeben (Diphthonge, Umlaute, bei Otfrid auch die Unterscheidung von konsonantischem *i* mit Akut <í> und vokalischem *i* ohne Akut), für den das lat. Alphabet kein Zeichen besaß.

Die am Anfang und Ende der ahd. Sprach- und Literaturgeschichte stehenden Übersetzungsleistungen zeigen, daß die „von Regeln unbezwungene“ dt. Sprache (Otfrid) seit der ersten schriftlichen Fixierung umfangreicher zusammenhängender Texte Ende des 8. Jhs. jederzeit eines souveränen Ausdrucks fähig war und als Literatursprache gebraucht werden konnte, sowohl für literarische Texte mit Kunstsanspruch wie für theologische Traktate, Predigten, Bibelübersetzungen und Bibelkommentare. Sogar die Umgangssprache kommt in den ‚Pariser Gesprächen‘ aufs Pergament und zeigt in deutlichem Kontrast zu den konservativen Varietäten der Literatursprache einen „außerordentlich stark fort-

geschrittenen“ Stand der Endsilbenabschwächung und satzphonetischer Elisionen (Haubrichs/Pfister 1989, 62–65; vgl. auch Sonderegger 1961, 269 f.). Die im Lat. übereinstimmend als *lingua theotisca*, *teutonica* oder *germanica* bezeichneten regionalen Varietäten zielen auf etwas allen Gemeinsames, aber nicht auf eine vom „bedürfnis des reichs“ geforderte „grössere einheitlichkeit“ (Müllenhoff). Sprecher und Schreiber der unterschiedlichen Sprachvarietäten des Deutschen ließen sich nicht auf das Vorbild einer Einheitssprache disziplinieren; „ein Volk ist keine Schulklasse“ (Wehrli 1980, 45). Die vor allem auf dem Gebiet der Graphematik und Morphologie immer wieder anhand der Überlieferung in den Handschriften zu beobachtende Variabilität, die gerade die Frühzeit mit ihren Traditionsbrüchen und wiederholten Neuanfängen kennzeichnet, ist nicht als regellos oder rückständig zu werten im Hinblick auf eine wie auch immer geartete Einheitssprache als nationalem Zielobjekt, von dem aus in anachronistischer Rückprojektion eine kaiserliche Kontinuität der Hofsprachen von den Karolingern bis zu den Hohenzollern postuliert werden kann (von Polenz 2000, 91). Die ‚Inkonstanten‘ (Sonderegger 1979) in der Frühzeit sind besonders deutlich, und an ihrem Ende vor der Mitte des 11. Jhs. gibt es, wie die erhaltenen Handschriften zeigen, noch einmal einen Überlieferungsbruch zwischen dem Deutschen der Frühzeit und dem des Hochmittelalters, den – von den Glossen abgesehen – nur Notkers Psalter überwindet (vgl. Sonderegger 1979, 320–322).

3. Hochmittelalter

Das Wiedereinsetzen der dt. Literatur und ihrer schriftlichen Überlieferung beginnt in der 2. Hälfte des 11. Jhs., doch ist der Bestand an erhaltenen Handschriften mit zusammenhängenden, im 11. und 12. Jh. aufgezeichneten dt. Texten nicht groß. Rund 240 Handschriften hat Hellgardt (1988) ermittelt. Für das 13. Jh. ist nach dem Aufkommen der weltlichen dt. Literatur und weiterer vom Lat. unabhängiger Gattungen eine erhebliche Zunahme zu verzeichnen; auf über 800 läßt sich die Zahl der dt. Handschriften schätzen (Bertelsmeier-Kierst 2000, 159; Bertelsmeier-Kierst/Wolf 2000, 22 f.), von denen jedoch nur etwa 250 vollständig erhalten sind. In der zweiten Hälfte des 13. Jhs. wird das Deutsche

auch in rasch zunehmendem Umfang anstelle des Lat. im Bereich der pragmatischen Schriftlichkeit (Urkunden, Besitzverzeichnisse, Ordensregeln, Fachprosa usw.) benutzt. Im 11. und 12. Jh. bedeutet jedoch deutsch schreiben wie in den drei Jahrhunderten davor zunächst immer noch überwiegend dt. Glossen schreiben in Handschriften mit lat. Texten bzw. dt. Interpretamente in lat. Glossaren wie z. B. dem ‘Summarium Heinrici’ aus der 2. Hälfte des 11. Jhs., von dessen 45 erhaltenen Handschriften 21 vor 1200 geschrieben sind (Gärtner 1988, 18–27; Gärtner 2000, 111). An Vollhandschriften mit umfangreicheren dt. Texten aus der Zeit von 1050 bis 1170, die eine tragfähige Basis für sprach- und literaturgeschichtliche Untersuchungen bieten könnten, gibt es insgesamt nur 14, davon 12 mit dem Hoheliedkommentar des Abtes Williram von Ebersberg († 1085) und zwei mit Notkers Psalter, von denen die ältere eine bair. Bearbeitung in der um 1100 geschriebenen Handschrift des sog. ‘Wiener Notker’ (Wien, cod. 2681) ist; die zweite, vom 2. Viertel des 12. Jhs., ist die einzige Handschrift mit dem vollständigen Text von Notkers Psalter (St. Gallen, cod. 21), in der – wie in einigen Williram-Handschriften aus der Zeit um 1200 – die lateinisch verbliebenen Teile interlinear deutsch glossiert sind. Es gibt allerdings vor 1170 schon drei Fragmente der ‘Kaiserchronik’, der umfangreichsten weltlichen Dichtung der frühmhd. Zeit; diese drei Fragmente repräsentieren die Reste der ersten rein dt. Handschriften, in denen lat. Elemente ganz fehlen.

Sieht man einmal vom Glücksfall der dichten autornahen und dem Evangelienbuch Otfrids vergleichbaren Überlieferung von Willirams Hoheliedkommentar ab, so wird für die seit der 2. Hälfte des 12. Jhs. stark anwachsende dt. Literatur die zeitliche Differenz zwischen der Entstehung eines literarischen Werkes und den ersten erhaltenen Überlieferungsträgern zum Problem; wie im Falle der ‘Kaiserchronik’ sind es oft nur Fragmente, welche die ältesten Textzustände unvollständig dokumentieren, meist Reste aus kleinformatigen, schmucklosen Handschriften, die im 15. Jh. viel eher makuliert werden konnten als großformatige Kodizes, die – wie im Falle Willirams – durch ihren biblischen Inhalt zusammen mit der Symbiose von Latein und Deutsch vor der Zerstörung durch Makulierung im 15./16. Jh. bewahrt wurden. Für eine literarische Sprachgeschichte mit ihrer Abhängigkeit von den Überlieferungsfakten

(vgl. Bertelsmeier-Kierst 2000, 157f.) ist die entstehungs- bzw. autorferne Überlieferung aber nur von zweitrangigem Interesse. Wohl können der regelmäßige Vers und der reine Reim ab 1180 etwa als Garanten für die Erhaltung älterer Sprachzustände fungieren, das gilt aber auch nur in eingeschränktem Maße für die durch den Reim vor Veränderungen geschützten Versteile. Die Orientierung an den Überlieferungsfakten kann auch nicht die Überlieferungsgemeinschaften und vor allem die geistliche Literatur des Hochmittelalters außer Acht lassen, die in den Literaturgeschichten oft nur am Rande des Interesses liegen. Dieses gilt vor allem für die „höfische Literatur der Blütezeit“ (Johnson 1999), von der die weltliche Literatur eine fast ausschließliche Aufmerksamkeit erfährt. Die Literaturgeschichtsschreibung konstruiert sich angesichts des reicheren Quellenbefundes ihren Gegenstand eben nach dem Interesse, das sie bedienen will. Für den Quellenbefund ist im Vergleich zum 11. und 12. Jh. charakteristisch, daß im 13. Jh. die Textsortenvielfalt zunimmt und im Hinblick auf die absolute Zahl der erhaltenen Handschriften und Fragmente die Glossenüberlieferung geradezu marginalisiert wird, vor allem die reine Textglossierung, die Überlieferung der Glossare, d. h. der lat.-dt. Sachglossare, aber weitergeht. Ab 1280 steigt nach einem Vorspiel in den 1260er Jahren in Köln und Straßburg die dt. Urkundenüberlieferung sprunghaft an (von den rund 4500 erhaltenen dt. Originalurkunden stammen ca. 4000 aus der Zeit nach 1280); nach 1300 nimmt die Zahl der dt. Urkunden kontinuierlich zu und überwiegt im Südwesten und Süden bereits um 1320 die Zahl der lat. Urkunden. Eine gleichzeitige ebenso signifikante quantitative Zunahme ist im Bereich der literarischen dt. Hss. des 13. Jhs. (Bertelsmeier-Kierst 2000, 159) zu verzeichnen; aus dem letzten Viertel des 13. Jhs. stammt über die Hälfte der rund 800 erhaltenen dt. Hss. Erst mit den Urkunden jedoch erfährt die vorher von der Literatursprache dominierte dt. Schriftlichkeit eine enorme Ausweitung.

a) Frühmittelhochdeutsch (1050–1170)

Aus der Zeit vom Wiedereinsetzen der dt. Textüberlieferung in der zweiten Hälfte des 11. Jhs. bis zum Beginn einer durch formale Neuerungen der Literatursprache geprägten Textüberlieferung um 1170 sind im folgenden Überlieferung und Textgeschichte von zwei Werken herausgegriffen, die aufgrund ihrer

reichen Bezeugung für eine literarische Sprachgeschichte von besonderem Interesse sind.

Williram von Ebersberg. Als geistlicher Autor eines theologischen Prosawerkes, dessen Entstehung und größte Wirkung in den Zeitraum und Umkreis der relativ klar abgrenzbaren frmhhd. Literatur mit ihren rund 90 Texten fällt, ist Willirams dt. Hoheliedkommentar für die Literaturgeschichte nur von begrenztem Interesse (vgl. Wehrli 1980, 122–126; Haubrichs 1988, 276–279; Kartschoke 1990, 249–253), nicht dagegen für die Sprachgeschichte (vgl. Eggers 1986, 312–323).

Williram stammte aus einem im Wormsgau begüterten Geschlecht, wurde vermutlich 1020 Mönch in Fulda, danach Scholasticus im Bamberger Kloster Michelsberg, bis er von Heinrich III. (1039–1056) zum Abt des Klosters Ebersberg (1048–1085) gemacht wurde. Er erfreute sich des persönlichen Umgangs mit dem Kaiser, der sein Gönner war, möglicherweise gehörte er eine Zeit lang zur Hofkapelle. Als *egregius versificator* war er bereits in seiner Bamberger Zeit bekannt, aber auch als Prosaautor trat er in Erscheinung. Ein Exemplar seines Hohelied-Kommentars widmete er (vermutlich 1069) dem jungen Heinrich IV. (1056–1106; geb. 1050). Die Orte seines Aufenthaltes und seine persönlichen Beziehungen zum Kaiserhof konnten ihm eine umfassende Kenntnis der sprachlichen Varietäten seiner Zeit verschaffen. Über seinen frühestens 1160 fertiggestellten Hoheliedkommentar äußert er sich im lat. Prolog; er erklärt die dreispaltige Einrichtung des lat.-volkssprachigen Doppelkommentars: in der Mittelspalte der Bibeltext, links davon der lat. Hexameterteil, rechts der dt. Prosateil mit der Übersetzung des Bibeltextes und anschließendem Kommentar in dt.-lat. Mischsprache, in der theologische Leitbegriffe und geläufige Schriftzitate in lat. Sprache syntaktisch geschickt und korrekt in den dt. Kontext eingefügt sind. Nach Wilhelm Scherer handelt es sich bei der Mischsprache des Kommentars um den Soziolekt der geistlichen Elite, den Williram „zu einer Literatursprache erhob“ (bei Gärtner 1999, 1163). Der dt. Bibeltext bleibt wegen seiner Dignität frei von lat. Elementen. Die Verwendung der *teutonica* als Kommentarsprache, mit der er neben den lat. Versen das Hohelied verständlicher machen will, war neu, auch Willirams Position in der Geschichte der dt. Bibelübersetzung ist einzigartig, insofern er der letzte namhafte theologisch gebildete Bibelübersetzer vor Luther war. Seine Kommentarsprache weicht so sehr ab von Notkers Verfahren, daß dieser kaum Vorbild gewesen sein kann. Neu in der ganzen Geschichte der Hoheliedexegese war auch sein Abweichen vom traditionellen Kommentarstil, indem die Sprecherrollen des Bibeltextes im Kommentar nicht aufgegeben werden, sondern auch der Kommentar konsequent als Dialog zwischen

Braut und Bräutigam stilisiert wird, so daß der gesamte Text eine besondere poetische Dignität gewinnt, die durch den Kunstcharakter der Prosa noch erhöht wird (vgl. Eggers 1986, 315–319).

Vor dem Hintergrund der Überlieferungssituation der zwei Jahrhunderte nach 1050 bieten die insgesamt 14 Vollhandschriften und 5 Fragmente, die sich fast gleichmäßig über das gesamte dt. Sprachgebiet verteilen, eine einzigartige Chance, die durch keine metrischen Rücksichten eingeschränkte Variabilität des Deutschen auf allen sprachlichen Ebenen vor der Etablierung der „höfischen Dichtersprache“ zu untersuchen. In den beiden vermutlich zu Lebzeiten Willirams und möglicherweise unter seiner Kontrolle entstandenen Handschriften Eb (München, Cgm 10, aus Ebersberg) und Br (Breslau, cod. R 347) ist die autornahe Sprache vorzüglich bewahrt: das sorgfältig geregelte Akzentsystem mit seiner systematischen Unterscheidung von Längen und Kürzen unter Berücksichtigung der Wortbetonung, eine ebenso sorgfältige, aber in Grenzen variable graphematische und morphologische Regulierung und eine bewegliche, differenzierte Syntax mit klar geordneten hypotaktischen Strukturen, die sich von der frmhhd. Bibeldichtung mit ihren überwiegend parataktischen Reihungen und einfachen Vorder-Nachsatzgefügen deutlich unterscheidet. Der Wortschatz ist von künstlichen Lehnübersetzungen und gesuchten Neubildungen frei, dabei ist natürlich zu berücksichtigen, daß Williram die theologischen Zentralbegriffe unübersetzt läßt. In der Wortbildung deuten sich bei Williram Erscheinungen an, die immer beliebter werden in der Folgezeit, so z. B. die im Ahd. noch wenig zahlreichen Ableitungen auf *-lichl-lîcho*, die Diminutiva auf *-lîn*, bildkräftige Komposita wie *walt-holz* für *ligna silvarum*, *veltbluome* für *flos campi*, *halsziederda* für *monile*, *rebsnit* für *putatio* usw. (weitere Beispiele bei Eggers 1986, 320–323).

Die reiche Überlieferung bietet ein umfangreiches Material für die Untersuchung der Schreibsprachvarietäten des 12. Jhs. (vgl. die Variantenstatistiken bei Bartelmez 1967, XXVII). Charakteristisch für die in der Handschriftenüberlieferung zu beobachtende Schreibsprachenentwicklung ist der kontinuierliche Abbau der Varianz durch die Aufgabe der Akzentschreibung. Die variantenreiche autornahe Überlieferung mit ihrer hochdifferenzierten, aber unökonomischen Wiedergabe sprechsprachlicher Realitäten ist um

1200 einer variantenarmen, aber dafür um so ökonomischeren Praxis gewichen, die für den größten Teil des 13. Jhs. die Schreibsprachgeschichte des Deutschen bestimmt.

Kaiserchronik. Von anderer Art ist die ebenfalls reiche Überlieferung der anonymen 'Kaiserchronik', einer Geschichte der römischen und dt. Kaiser von Caesar bis Konrad III. (1137–1152), die gegen Ende der frmh. Periode entstand und von allen im 12. Jh. entstandenen volkssprachlichen Werken am breitesten überliefert ist (vgl. Nellmann 1983). Es gibt wohl keine sicheren Anhaltspunkte für Entstehungsort und Auftraggeber des Werkes, Lokalanspielungen machen Regensburg aber als das Zentrum für deutschsprachige Literatur des 12. Jhs. als Entstehungsort wahrscheinlich. Die alten Fragmente aus dem 12. Jh. sind im bair.-österr. Raum zu lokalisieren (Klein 1988, 114–120, 128–130), ebenso die Vorauer Sammelhandschrift Cod. 276 aus dem letzten Viertel des 12. Jhs. (vgl. VL 10, 1999, 516–521), die den autornahen Text der sogen. Rezension A (3 Handschriften, 13 Fragmente) vollständig bewahrt hat und die Grundlage für die maßgebende kritische Ausgabe durch Edward Schröder von 1895 bildet. Schon die Überlieferung des alten Textes findet in einer Weise statt, die charakteristisch ist für die Verbreitung der chronikalischen Literatur, zu der auch der Stoff der historischen Bücher der Bibel gehört: Wie die 'Ags. Genesis' bereits eine Kompilation aus as. und ags. Teilen ist, so auch der alte Text der 'Kaiserchronik', für den im Anfang u. a. die Geschichte Caesars aus dem 'Annolied' übernommen wird neben weiteren Texten, die nur noch als Grundstock der Kompilation, d. h. der Rezension A, weiterleben. Die Rezension A wird später mit anderen Geschichtswerken wie der 'Sächsischen Weltchronik' kompiliert, aber auch sonst noch angereichert im Laufe ihrer Geschichte. Als selbständiger Text hatte die autornaher Erstfassung, der in der Regel das ausschließliche Interesse der Sprach- und Literaturgeschichte gilt, eine wohl beachtliche, aber dennoch geographisch und zeitlich begrenzte Wirkung. Im Hinblick auf ihre literatursprachlichen Merkmale gehört die Rezension A noch ganz in die Tradition des 'frmh. Sprachstils' (de Boor 1926), für den typisierende Epitheta und Zwillingsformeln, das Überwiegen der asyndetischen Parataxe und kaum gestufte Satzgefüge sowie der Zusammenfall von metrischen und syntaktischen Einheiten, wenn auch mit gewissen Tenden-

zen zur Brechung, charakteristisch sind (vgl. Eilers 1972, 150–152). In den Ansätzen zu umfangreicheren hypotaktischen Gefügen der frmh. Bibeldichtung hat man die „Geburt des deutschen Nebensatzes“ (Tschirch 1989, 179 ff.) erkennen wollen; doch Asyndese und Satzverbindung sind literatursprachliche Merkmale der frmh. Epik, ein voll ausgebildetes Repertoire von Nebensätzen findet sich schon bei Williram und vorher im Ahd. und Asächs.; allein der wenig umfangreiche rechtssprachliche Text der Straßburger Eide besteht nur aus komplexen Satzgefügen (Gärtner/Holtus 1995, 106–122).

Zu Beginn des 13. Jhs. entstand in Bayern die Rezension B (von den drei vollständigen Handschriften eine noch aus der 1. Hälfte des 13. Jhs.; 8 Fragmente), die dem durch die neue höfische Epik bedingten Formwandel Rechnung trägt, indem die unreinen Reime beseitigt werden, der Text metrisch und stilistisch geglättet und außerdem um rund 1600 Verse gekürzt wird. Nach 1250 entstand, unabhängig von Rezension B, in Bayern eine weitere Bearbeitung, die Rezension C (5 Handschriften, 4 Fragmente). Der Bearbeiter, geschult am Stil Rudolfs von Ems, beseitigt die unreinen Reime und glättet die frei gefüllten Verse des alten Textes noch perfekter als der Bearbeiter B. Er verfaßt einen neuen Prolog, ergänzt mehrere Abschnitte und führt die Darstellung bis zum Jahre 1250 fort. Ähnlich wie die 'Kaiserchronik' wurde im 13. Jh. die gesamte frühhöfische Epik aus der 2. Hälfte des 12. Jhs. „neu bearbeitet oder neu gedichtet“ (Bumke 1996, 47). Die Bearbeitungsgeschichte der 'Kaiserchronik' geht jedoch noch weiter.

Nach 1275 wird der alte Text in Prosa aufgelöst und als 'Prosakaiserchronik' oder 'Buch der Könige *niuwer ē*' mit dem Schwabenspiegel zusammen in einer Kombination von Geschichtsbuch und Rechtsbuch überliefert. Im 14. Jh. schließlich geht die Kaiserchronik, vor allem in der Rezension C, in die großen Weltchronikkompilationen ein, in denen sie zusammen mit der 'Sächsischen Weltchronik' den Grundstock für die Darstellung der Geschichte der römischen und dt. Kaiser bildet. Im 13. Jh. präsentierte sich die Bearbeitung C jedoch schon wie eine Ergänzung zur 'Weltchronik' Rudolfs von Ems. Auch von lat. Chronisten wurde die 'Kaiserchronik' benutzt: Bereits in einer Handschrift vom Ende des 12. Jhs. erscheint eine fast wörtliche Übersetzung der Verse 42–234 über die römischen Wochentagsnamen und

Götter; eine stark kürzende Prosaübersetzung ist in einer Millstätter Handschrift von 1427 überliefert (vgl. Nellmann 1983, 961 f.; Vizkelety 1994, 341–345). Die Überlieferung der 'Kaiserchronik' mit ihren noch unedierten Bearbeitungen (zusammenfassend Gärtner 1995) bietet ein sprach- wie literaturgeschichtlich aufschlußreiches Beispiel für die Anpassung eines vielbegehrten Textes (Vollmann-Profe 1986, 46) an immer neue Gebrauchssituationen und Benutzerbedürfnisse.

b) Höfische Klassik und mhd. Literatursprachen

Reim und Vers waren der Hauptanlaß für die Textveränderungen in den Bearbeitungen der 'Kaiserchronik'. Die in der zweiten Hälfte des 12. Jhs. aufkommenden Bemühungen um reinere Reime und um eine ausgewogenere Versfüllung werden durch Heinrich von Veldeke aufgenommen und zu maßgebenden sprachlichen und formalen Innovationen ausgestaltet, die für die dt. Sprach- und Literaturgeschichte zum zentralen Bezugspunkt werden. Die 'höfische Dichtersprache' mit ihrem Ausdrucksreichtum und ihrem Prestige wird von Veldeke nach dem Vorbild der frz. Literatursprache und den bereits bestehenden mhd. Literatursprachen initiiert, doch gerade die charakteristische formale Neuerung, der reine Reim, ist im Hinblick auf die in den verschiedenen dt. Sprachlandschaften bereits bestehenden Differenzen aufgrund der hd. Lautverschiebung und der im 12. Jh. einsetzenden Lautwandelvorgänge (Diphthongierung im Südosten, Monophthongierung und Dehnung im Mitteldeutschen und Nordwesten) eine Herausforderung, die große Umsicht und Vertrautheit mit den sprechsprachlichen Realitäten und literatursprachlichen Kenntnissen seines Publikums erforderte. Veldeke hatte dabei doppelte Rücksicht zu nehmen (Klein 1989, 101): einerseits auf das Nl. bzw. Mfrk. der Auftraggeber in seiner Heimat und die dort vertraute mfrk. Literatursprache und andererseits auf das Hochdeutsche bzw. Mitteldeutsche des durch Verwandtschaften und Besitzungen bedingten, weit nach Süden und Osten reichenden Kreises um die heimatlichen und später thüringischen Auftraggeber und die sonst bekannten Varietäten der rhfrk.-hess. und thür.-hess. Literatursprache. Konsequenz dieser doppelseitigen Rücksichtnahme, die den dialektneutralen Reim ermöglichte, war „die drastische Beschränkung der Reimmöglichkeiten“ (Klein/Minis 1985, 87), die zum Rückgriff auf we-

nige Reimtypen und Reimwörter zwingen und zum vermehrten Formelgebrauch, zu Füll- und Flickversen aus Reimzwang, der sich auch sprachstatistisch auswirkt. Veldeke vermied mit seiner Kunst des neutralen Reims die Regionalismen seiner maasländischen Heimat ebenso wie die der mfrk. Rheinlande; er vermied einerseits die im Mfrk. wie im Nl. geläufigen Reime von pronominalem *dat/wat* mit *bat* 'besser' / *sat* 'saß', *zît* mit *wît* 'weiß' ebenso wie die im Hd. bei Hartmann von Aue und andern obd. Dichtern hochfrequenten Reime von *tac* mit *lach* / *mac* und *sprach* mit *sach*; dagegen reimt er häufig (*ge*)*sach* mit (*ge*)*lach* (= *lac*)*dach* (= *tac*)*mach* (= *mac*) und orientierte sich dabei an einer über das engere Mfrk. hinausreichenden Literatursprache (Klein/Minis 1985, 65 f.). Veldeke wollte mit seiner neutralen Reimtechnik in einem großen, durch die hd. Lautverschiebung wie durch die Dehnung und Monophthongierung reich differenzierten Sprachgebiet von Mfrk. bis zum Rhfrk.-Hess. seinem Publikum *rehte rîme* (Rudolf von Ems, Alexander, V. 3114) bieten, d. h. alle Dialektismen vermeiden, für die man an den md. Höfen beim mündlichen Epenvortrag, der Hauptform der Rezeption im 12. und 13. Jh., vermutlich ein besonders feines Ohr hatte. Die Dialektunterschiede werden durch die Technik des reinen Reimes nur überbrückt, sie bleiben aber durchaus erhalten, die Technik des neutralen Reims bestätigt gerade ihre Existenz. Nur in seinen Epen verwendet Veldeke diese Technik, im nur maasländisch überlieferten 'Servatius' und in der nur hd. überlieferten 'Eneit'. In seinen Liedern dagegen, die ebenfalls nur hd. überliefert sind, nimmt Veldeke keine Rücksicht auf eine überregionale Verträglichkeit seiner Reime; hier werden charakteristische mfrk. Regionalismen, wie aus den Reimen ablesbar ist, nicht vermieden: z. B. *stat* : *gehat* (= *gehaz*); *plach* : *dach* (= *tac*) : *sach* : *mach* (= *mac*); *schelden* (= *schelten*) : *melden*. Gerade auch in der Morphologie (z. B. *-en* 1. Sg. Ind. Präs.; *is* (= *ist*) : *gewis*) und im Wortschatz (*blide* : *stride*) ist die Sprache der Lieder regional geprägt und spiegelt ebenso wie die Überlieferung des 'Servatius' und der 'Eneit' im Grunde eine Diglossie-Situation im Bereich von zwei literatursprachlichen Varietäten mit unterschiedlicher Nähe zu lokalen und zu überregionalen sprechsprachlichen Varietäten der mobilen Oberschichten.

Veldekes beschränkte Kenntnis des Hd., besonders des Obd., verhinderte, daß er sein

Ziel, die Etablierung der Technik des neutralen Reims, ganz erreichte. Erst bei Hartmann ist nicht nur das erforderliche reimtechnische Können, sondern auch die umfassende Kenntnis der hd. Sprachvarietäten vorhanden, die zur Verbannung schwankender und vor allem variantenreicher hochfrequenter Formen wie alem. *kam*, *kâmen* / bair. *kom*, *kômen* und den unterschiedlichen Präteritumsformen von *haben* aus der Reimzone führte. Im Versinnern dagegen, z.T. aber auch im Reim zeigt gerade die beste und älteste Überlieferung des 'Iwein', des reim- und verstechnisch perfektesten Werkes der höfischen Klassik, in der alten, im md.-nd. Grenzgebiet geschriebenen Hs. A (Cpg 397, vom Beginn des 2. Viertels 13. Jh.) teils vereinzelt nur, teils aber auch durchgängig, regionale Formen wie (*ge*)*sien*, *gescien*, *siele*, *helpe*, *segen*, *grot*, *dat*, *allet*, *sal*, *wal*, *van*, *her*, *die*, *unse*, *dah* usw. für die normalisierten Entsprechungen von (*ge*)*sehen*, *geschehen*, *sêle*, *helfe*, *sagen*, *grôz*, *daz*, *allez*, *sol*, *wol*, *von*, *er*, *der*, *unser*, *tac*, die von der obd. Hs. B (Gießen, Cod. 97, 2. Viertel 13. Jh.) bezeugt werden; diese selbst aber gehört mit ihrer Neigung zur Apokope und Synkope zum Bair., ebenso mit ihren Formen wie *chom*, *chomen*, *gen*, *sten* anstelle von Hartmanns durch den Reim gesicherte, im Alem. wie Md. geltenden konservativen Formen *kaml/quam*, *kâmen*, *gân*, *stân*. Auch für Hartmann ist daher die Diglossiesituation anzunehmen, die für das Alem. mit seinen konservativen Merkmalen im Bereich der Laute und Formen bis heute charakteristisch ist. Der Gebrauch von Adjektivabstrakta wie *güete*, *leng*, *schæne* im Reim statt alem. *güeti*, *lengi*, *schæni* zeigt, daß Hartmann ohne Rücksicht auf die alem. Varietät dichtete und die Technik des neutralen Reims bei ihm nicht die gleiche Rolle spielte wie bei Veldeke.

Das Streben nach dem neutralen Reim hat daher vermutlich Tendenzen zur Ausbildung einer orthographischen Norm gefördert, die noch dadurch unterstützt wurden, daß die Schreibung in abgesetzten Versen, die um 1220 aufkommt zusammen mit repräsentativen Formaten (Folio und Quart statt Oktav) und gegen Ende des 13. Jhs. allgemein üblich geworden ist (Schneider 1987, 91), gerade den Reim deutlich sichtbar exponierte und ihn immun machte gegen Veränderungen im Kopierprozeß. „Binnenworte und Reimworte sind als zwei verschiedene Klassen zu sehen; letztere stehen sprachgeschichtlich gesehen unter dem Einfluß einer überlandshaftlichen

Ausgleichstendenz, die geradezu darauf zielt, alles spezifisch Mundartliche auszumerzen“ (Besch 1965, 110). Noch im 14. und 15. Jh. behandeln die Schreiber gerade die Reimwörter konservativ, während sie im Versinnern gegen die Vorlage längst ihre regionalen Varianten setzen. Die durch den „reinen“, d. h. neutralen Reim der Dichter und die konservative Behandlung der Reimwörter durch die Schreiber aufgekommenen orthographischen Normierungstendenzen bilden vermutlich die wesentlichen Voraussetzungen dafür, daß in einer noch begrenzten Anzahl von Skriptorien im Süden von einer begrenzten Zahl von Schreibern, die an die lat. Normalorthographie gewöhnt waren, im Laufe des 13. Jhs. auf ostalem.-bair. Basis ein übermundartliches Schriftoberdeutsch geschaffen wurde, das wegen seiner Einheitlichkeit die Lokalisierung von Hss. aus dieser Zeit außerordentlich erschwert. Es handelt sich um eine relativ variantenarme, grammatisch geregelte Schreibsprache mit einem dem Lat. vergleichbaren Normanspruch.

Die paläographischen Untersuchungen der dt. Handschriften des 13. Jhs. durch Karin Schneider (1987) bestätigen dies und haben neue Einsichten in die Überlieferungswirklichkeit ergeben, die gerade für eine literarische Sprachgeschichte aufschlußreich sind. Verglichen mit der Überlieferung etwa Willrams treten einerseits Entstehungszeit und Entstehungsort eines Werkes und andererseits das Einsetzen der ersten erhaltenen Überlieferung in einer der literatursprachlichen Varietäten immer weiter auseinander, wie das Beispiel des 'Iwein' zeigt. Es zwingen aber auch in manchen Fällen die nun verlässlichere, mit paläographischen und sprachgeschichtlichen Argumenten gestützte Datierung und Lokalisierung der ältesten Fragmente eines Werkes zu Umdatierungen, die die bisherige Chronologie der Literaturgeschichte über den Haufen wirft (z. B. der Stricker, Heinrich von Hesler). Die in der 1. Hälfte des 13. Jhs. geschriebenen Handschriften, von denen in den meisten Fällen nur noch Fragmente erhalten sind, lassen jedoch eine hauptsächlich anhand von graphematischen und morphologischen Merkmalen seit den Anfängen der Germanistik immer wieder diskutierte Vorstellung von einer 'mittelhochdeutschen Schriftsprache', die vielfach mit der Sprache der höfischen Klassik bzw. 'höfischen Dichtersprache' gleichgesetzt wurde (Zusammenfassung der Forschung bei Bach 1965, 206–220; Grubmüller 1985, 1768 f.;

Paul u. a. 1998, § 9), plausibel erscheinen. Ein im Orthographischen relativ einheitliches Zentraloberdeutsch weist z. B. die St. Galler Handschrift 857 (2. Viertel 13. Jh.) auf, die textkritisch bedeutendste Epenhandschrift des 13. Jhs., welche neben der Gießener Iwein-Hs. B für Karl Lachmann und Jacob Grimm die Basis für die Entwicklung des normalisierten Zeichensystems für das Einheitsmittelhochdeutsche war. In diese „Kunstsprache“ (Bach 1968, 214) wurden in den kritischen Klassikerausgaben die Texte umgesetzt, obwohl sie – auf die „besten“ Handschriften zurückgehend – dennoch „die Überlieferungsgrundlage unkenntlich macht“ (Fromm 1971, 202). Die St. Galler Handschrift wurde in einem Schreibzentrum geschrieben, in dem mindestens sieben Schreiber tätig waren (Bumke 1996, 147–162), von denen jedoch jeder trotz der Ausrichtung an einer bestimmten paläographisch und schreibsprachlich faßbaren Norm eine Reihe von individuellen Merkmalen aufweist, die eine alem. oder bair. Varietät durchscheinen lassen. Dieses bedeutende Skriptorium, in dem auch eine weitere ‚Parzival‘-Hs. (Palmer 1992) und eine Nibelungenlied-Hs. (Schneider 1987, 136) hergestellt wurden, wird in Südtirol vermutet (ebda., 141 f.); dort wurde um 1230 auch die Carmina Burana-Handschrift (Clm 4660) geschrieben (ebda., 133). Einem anderen, ebenfalls im bair.-alem. Grenzraum lokalisierten Skriptorium lassen sich insgesamt neun Schreiber zuweisen, die ebenfalls im 2. Viertel des 13. Jhs. an der Herstellung von insgesamt vier Handschriften beteiligt waren, darunter die Parzival-Hs. G (Cgm 19), die Tristan-Hs. M (Cgm 51) und zwei nur fragmentarisch erhaltene Hss. des ‚Parzival‘ und des ‚Willehalm von Orlens‘ Rudolfs von Ems. Die urkundennahe Gebrauchsschrift weist darauf hin, daß die literarischen Handschriften als „Nebenproduktion einer Kanzlei“ (Schneider 1987, 154) entstanden, deren Schreiber trotz individueller, mehr oder weniger deutlich ausgeprägter teils alem., teils bair. Merkmale auf eine bereits seit längerem etablierte zentralobd. Schreibsprache (vgl. Klein 1988, 162) festgelegt waren; vieles spricht dafür, daß es sich dabei um die Königskanzlei Konrads IV. handelte (Bumke 1987, 56 f.), aus der auch die älteste dt. Königsurkunde stammt (Corpus der altdeutschen Originalurkunden, ed. F. Wilhelm, Nr. 7 v. J. 1240). In dieser Urkunde erscheint einer der führenden Köpfe und bedeutendsten Mäzene des spätaufischen Literatur-

kreises, der Schenk Konrad von Wintersteten († 1240), als Zeuge. Die Schreibsprache dieser Urkunde weist die gleichen archaischen Merkmale (Akzentschreibung, Superskripte) auf wie die der literarischen Handschriften.

Sieht man von der relativen Einheitlichkeit in Graphematik und Morphologie des in den Hss. bezeugten Zentralobd. ab, so wurde die sogen. ‚höfische Dichtersprache‘ im Hinblick auf ihren Wortschatz dadurch charakterisiert, daß um 1200 die in der archaisierenden Literatursprache des Nibelungenlieds hochfrequenten Kriegerbezeichnungen wie *wigant*, *recke*, *degen*, *helt* und Epitheta wie *mære*, *balt*, *gemeit* von Dichtern wie Hartmann z. T. ganz oder zunehmend gemieden wurden, vor allem in den nach frz. Vorlagen geschaffenen Werken. Diese weisen nun ihrerseits aber in der Lexik zahlreiche Entlehnungen aus dem Frz. auf und einige dem Obd. ursprünglich fremde Epitheta wie *klâr*, *wert*, *kluoc*, *gehiure* sowie typisch nordwestliche Formen wie *wâpen*, *dörper*, *ors*, *baneken*, Diminutiva auf *-kîn* für obd. *-lîn* oder *-el* (vgl. zusammenfassend Kluge 1925, 274–287). Bei den Lehnwörtern aus dem Frz. „handelt es sich keineswegs nur um literarische Einflüsse von Pergament zu Pergament, von Buch zu Buch, sondern teilweise sicher um persönlichen Verkehr“ (ebda., 282). Für Hartmanns ‚Erec‘, den ersten dt. Artusroman, läßt sich durch den Vergleich mit der direkten Quelle, Chrétiens ‚Erec et Enide‘, nachweisen, daß von den zahlreichen Erstbelegen unter den rund 80 frz. Lehnwörtern kaum einer direkt aus dem frz. Text entlehnt ist und daß für den größten Teil die frz. Äquivalente in der Quelle überhaupt fehlen. Hartmanns Lehnwörter sind wohl durch die Kontakte der Oberschichten über die Sprachgrenze hinweg vermittelt worden, sie müssen aber mit ihrer fremden Betonung und den bei Veldeke zuerst mehrfach belegten neuen Ableitungssuffixen *-ie* und *-ieren* den dt. Dichtern wie ihrem Publikum bereits vorher bekannt gewesen und in der laikalen obergesellschaftlichen Sprechkultur als Prestigeformen gebraucht worden sein. Aus Chrétiens Roman stammen sie jedenfalls nicht (Gärtner 1991, 86 f.).

Die Orientierung an der Sprechsprache der mobilen feudalen Oberschicht scheint bei Hartmann vermutlich auch maßgebend dafür, daß die literatursprachlichen Archaismen aus der Heldenepik vermieden werden, die Prosawortfolge angestrebt wird, die Fesseln des neutralen Reimes durch die Verwendung

von Pronomina und Adverbien erleichtert werden und durch Reimbrechung und Enjambement die metrische Struktur der sprechsprachlichen Syntax untergeordnet wird. Man vergleiche damit die Literatursprache des Nibelungenlieds, für die nicht so sehr die wenigen, wenn auch signifikanten sogenannten 'veralteten' oder 'unhöfischen' Wörter charakteristisch sind, sondern sein literatursprachlicher Formelschatz, seine archaische, an die Strophenmetrik gebundene Syntax und die Exponierung der semantisch gewichtigsten Wörter in den stumpf reimenden Abverskadenzen.

Die traditionelle Sprache der Heldenepik und die Sprache der Artusromane stellen im Hinblick auf Lexik und syntaktische Stilistik verschiedene Varietäten der Literatursprache um 1200 dar, eine weitere Varietät bildet die Sprache des Minnesangs, deren Lexik nur wenige, längst assimilierte Lehnwörter wie *pris*, *tanz*, *schapel*, *prüeven* aufweist, die bereits eigene Wortfamilien ausgebildet haben.

Das Prestige des Dt. und der obd. geprägten Literatursprache im 13. Jh. dürfte durch die Werke der höfischen Klassik mit ihrer bedeutenden Literatur groß gewesen sein. Das zeigt sich an der Wirkung nach Süden über die Sprachgrenze hinweg und nach Norden innerhalb des dt. Sprachgebiets. 1215/16 dichtet der romanischsprachige Friauler Thomasin von Zerkläre am Hofe des Patriarchen von Aquileia für die dt. Oberschicht seiner Region eine Summe der ethischen Normen, den 'Welschen Gast'. Die Vorbildwirkung erstreckt sich auch auf das Nd. (vgl. Beckers 1982) bei Dichtern wie Berthold von Holle (Mitte 13. Jh.), in dessen letztem Werk, dem 'Crane', die rein nd. Reime besonders zurückgedrängt erscheinen, vermutlich um die Dichtung auch einem hd. Publikum annehmbar zu machen, ohne sie jedoch dem nd. zu entfremden. Berthold kannte wie Thomasin die Werke der höfischen Klassik, Wolfram nennt er ausdrücklich ('Demantin' V. 4834, 11670).

Wolfram von Eschenbach: 'Parzival'. Im Hinblick auf die Überlieferungsfakten ist Wolfram von Eschenbach der wirkungsmächtigste Dichter der höfischen Klassik gewesen und mehr als alle seine Zeitgenossen „schul- und traditionsbildend“ (Burger 1980, 707) geworden. Von keinen anderen Werken aus den drei Jahrzehnten um 1200 sind so viele Handschriften erhalten wie von seinen beiden großen Romanen. Wolframs Herkunft aus Eschenbach bei Ansbach im Fränkischen

und die außerliterarischen Anspielungen im 'Parzival' machen es wahrscheinlich, daß er „seine ersten Gönner im engeren Kreis seiner Heimat fand und erst später an einen der großen Höfe gelangte“ (Bumke 1999, 1378), d. h. wohl an den Hof des Landgrafen Hermann von Thüringen (1190–1217), der in allen drei epischen Werken genannt wird und der für den 'Willehalm' die frz. Quelle vermittelte und wahrscheinlich auch der Auftragegeber war. Obwohl der Herkunftsort im Fränkischen liegt und der Hof des bedeutendsten Gönners im Thüringischen, bezeichnet sich Wolfram selbst als Bayer (*wir Beier* Pz. 121, 7). Andere präzise geographische Anspielungen zeigen, daß er über den Wirkungskreis im Fränkisch-Bairischen und in Thüringen hinaus auch die Steiermark aus eigener Anschauung kannte. Er dürfte also nach seinen Selbstaussagen weit herumgekommen sein und eine profunde Kenntnis der md. wie der bair. sprechsprachlichen Varietäten gehabt haben. Aus den literarischen Anspielungen geht hervor, daß Wolfram mit der Literatur seiner Zeit und den wichtigsten literatursprachlichen Varietäten bestens vertraut war: Er kannte Eilharts 'Tristan' (6 Anspielungen), Hartmanns 'Erec' (13) und 'Iwein' (3), Veldeke (10) nennt er seinen *meister* (Wh. 76, 25) und beklagt dessen frühen Tod (Pz. 404, 28), mit der Heldenepik ist er vertraut, insbesondere aber mit dem Nibelungenlied (4), mit Walther von der Vogelweide (2) verband ihn der Aufenthalt am Thüringer Hof, auch Neidhart (1) erwähnt er (vgl. Schiroke 1982, 26 und Bumke 1999, 1379).

Der Einfluß der ofrk. Sprechsprache wird greifbar in Reimen wie *suon : tuon*, *stuont : funt*, *hurte : fuortelruorte*, *gewuohs : fuhs*, *fuoz : guz*, *künde : stüende*, *dir : stier*, *liep : sip* 'Sieb'. Die Syntax der gesprochenen Sprache zeigt sich vor allem in den zahlreichen Konstruktionen Apokoinu, in den herausgestellten Nominativen (Linksversetzung) und in den Kongruenzerscheinungen (*constructio ad sensum*). Auf der Ebene des Wortschatzes weist die Winzerlexik nach Ostfranken (Kleiber 1989, 51–66). In der Lexik läßt sich die Eigenart von Wolframs Literatursprache besonders gut fassen, rund 400 frz. Lehnwörter benutzt er im 'Parzival', von denen er viele als erster gebraucht und auch in Umlauf gesetzt hat (Öhmann 1974, 347). Die aus dem Nordwesten stammenden Epitheta *gehiure*, *klâr*, *kluoc*, *wert* werden durch ihn populär, auch den von Hartmann und Gottfried verpönten Wortschatz der Heldendichtung benutzt er ohne Anstoß; wie kein anderer nutzt er die Möglichkeiten der Wortbildung und bildet neue Komposita wie *valscheit-swant*, *mangen-stein* / *-swenkel* / *-wurf*, *strâlsnitec*;

aus rom. Elementen nach dt. Wortbildungsregeln wie *sarapandra-test* 'Drachen-kopf', *schahtela-kunt* 'Burg-graf' und Ableitungen wie *sloz-lich*, *wolken-lich*, *duzen-liche*. Wolframs Stileigentümlichkeiten sind unverwechselbar; er wurde von den Zeitgenossen wie Gottfrid von Straßburg als *wilderere* der höfischen Sprache abgelehnt, von andern wie Wirnt von Grafenberg dagegen gefeiert mit dem Vers *laien munt nie baz gesprach* ('Wigalois', V. 6346), der „sprichwörtlich geworden“ ist (Bumke 1991, 28). Kein anderer Dichter hat so stark auf die dt. Literatur und Literatursprache bis zum Ausgang des Mittelalters gewirkt wie Wolfram (vgl. die Zusammenstellung bei Schiroke 1982, 65–133).

Die Überlieferung des 'Parzival' mit insgesamt 85 Handschriften und einer in 37 Exemplaren erhaltenen Inkunabel und des 'Willehalm' mit insgesamt 72 Handschriften übersteigt die aller anderen Werke der höfischen Klassik wie des 'Iwein' mit 35 Hss. und des 'Tristan' mit 25 Hss. bei weitem. Erst die großen Weltchroniken aus der Mitte des 13. Jhs. und der als Wolframs Werk geltende, nach 1260 verfaßte 'Jüngere Titurel' erreichen wieder vergleichbare Überlieferungszahlen. Von den über 800 erhaltenen dt. Handschriften und Fragmenten des 13. Jhs. entfallen rund 10% auf die beiden großen Epen Wolframs. Der Überlieferungsschwerpunkt des 'Parzival' liegt mit rund 50 Hss. im 13. Jh. (Bertelsmeier-Kierst/Wolf 2000, 26 f.). Als einziges Werk der höfischen Epik erreichte er eine 'gesamtdeutsche', d. h. bis ins Nd. sich erstreckende Verbreitung; die Masse der erhaltenen Hss., insbesondere der frühen, ist jedoch im Bair. zu lokalisieren.

Die reiche Überlieferung des 'Parzival' bietet eine einzigartige Grundlage für die Untersuchung der Textgeschichte und der sich in ihr spiegelnden schreibsprachlichen Varianz im 13. Jh. Aus der 1. Hälfte des 13. Jhs. stammen 9 Hss. (Bertelsmeier-Kierst/Wolf 2000, 26 f.), von denen nur zwei Fragmente bis an die Lebenszeit Wolframs heranreichen: Erlangen, Ms. B 1, und München, Cgm 5249/3c, beide aus zweispaltigen Hss. mit nichtabgesetzten Versen, einem Handschriftentyp also, der seit dem 2. Viertel des 13. Jhs. für Abschriften weltlicher Epik kaum noch verwendet wird. Die für die 'Parzival'-Überlieferung charakteristische Differenzierung in die beiden Klassen *D und *G wird bereits durch die beiden ältesten Fragmente bestätigt, denn das Erlanger Fragment bezeugt die Fassung *D, das Münchener die Fassung *G, die beide also noch zu Lebzeiten Wolframs entstanden sein dürften. Für eine literarische Sprachgeschichte des 13. Jhs. wäre auf der

Basis der gesamt dt. Parzivalüberlieferung eine genaue Beschreibung der Überlieferungsvarianz nicht nur im Bereich der Graphie und Morphologie, sondern auch der Lexik und des Reimgebrauchs aufschlußreich. In einem ersten Schritt sollte die Überlieferung der wenigen bis um die Mitte des 13. Jhs. datierten Hss. untersucht werden, einschließlich der beiden vollständigen Zeugen D und G; diese selbst sollten getrennt nach schreiberspezifischen Teilcorpora analysiert werden, um die Nähe oder Ferne der einzelnen Schreiber zur zentralobd. Idealform, die in ihren Skriptorien angestrebt wurde, festzustellen (vgl. Klein 1992, 39–50; Palmer 1991, 219 f.) und diese mit dem Profil der Schreibsprache der wenigen um 1200 geschriebenen Hss. zu vergleichen unter Ein-schluß der Überlieferung der geistlichen Literatur. Für die Überlieferung aus der 2. Hälfte und besonders dem letzten Viertel des 13. Jhs. wäre die Schreibsprache der Originalurkunden im Bereich der Laute und Formen zu vergleichen, um die Frage nach Zusammenhängen zwischen der relativ einheitlichen und regulierten Schreibsprache der literarischen Texte mit den Anfängen der Urkundensprache zu klären.

Verglichen mit der 'Kaiserchronik' ist die Überlieferung der beiden 'Parzival'- Fassungen *D und *G erstaunlich konsistent bis ins 15. Jh. Die Fassung *D, welche die Basis für Lachmanns kritische Ausgabe bildete, war nach Ausweis der erhaltenen Hss. sehr viel weniger verbreitet als die Fassung *G, in der der Text überwiegend rezipiert wurde und die daher für eine Geschichte der Literatursprache von besonderem Wert ist. Der 'Parzival' wird nicht bearbeitet und auch nicht in Prosa aufgelöst. Seine Wertschätzung noch im 15. Jh. wird durch den Druck von Johann Mentelin in Straßburg 1477 unterstrichen; gedruckt wird er in der für das Lat. üblich gewordenen Antiqua, der Druckschrift für die gelehrte und gebildete Welt, nicht in der für volkssprachige Bücher gewöhnlich verwendeten Fraktur.

4. Spätmittelalter

Die höfische Epik, die die Literatursprachengeschichte im 13. Jh. dominierte, wird im 14. und 15. Jh. weiter überliefert. Die kontinuierliche Weiterüberlieferung bezeugt das von Maximilian I. in Auftrag gegebene und von seinem Kanzlisten Hans Ried 1516 beendete

‘Ambraser Heldenbuch’ (Wien, Ser. nova 2663), das ausschließlich Werke des ausgehenden 12. und des 13. Jhs. umfaßt und ein einzigartiges Zeugnis für ihre ungebrochene Rezeption in der adeligen Oberschicht bis zum Ende des Mittelalters bildet. Wie in dieser Handschrift werden auch sonst in den Hss. des 15. Jhs. die Texte auf den für die Inhaltsseite zentralen Ebenen der Lexik und Syntax kaum verändert, nur auf den Ebenen der Graphie und der Morphologie erscheinen regionale Merkmale in zunehmend ausgeprägterer Form. Die großen höfischen Epen des 13. Jhs. bleiben also bis zum Anbruch der Reformation präsent und mit ihnen ihre Literatursprache. Nach 1300 entstehen allerdings kaum noch neue höfische Romane, es sind – verglichen mit den rund 50 im 13. Jh. entstandenen – nur noch drei (Cramer 1990, 27), von denen einzig der 1314 abgeschlossene ‘Wilhelm von Österreich’ Johanns von Würzburg noch eine reichere Überlieferung und Wirkung hatte. Neue umfangreiche epische Werke, die in unterschiedlicher Weise an die Literatursprache der höfischen Epik anknüpfen, entstehen im letzten Viertel des 13. Jhs. und um 1300 im Bereich der geistlichen Literatur, die nun neben der höfischen Epik und teilweise in enger Verbindung mit ihr (z. B. in den Weltchronikkompilationen) überliefert wird und die jetzt in der zunehmenden Masse des Geschriebenen noch während der Pergamenthandschriftenzeit die Überlieferungslage und literatursprachliche Entwicklung bestimmt. Im Unterschied zum 13. Jh. dominiert im ganzen Spätmittelalter schon rein quantitativ die geistliche Literatur, die rund 90% der erhaltenen Überlieferung ausmacht (Cramer 1990, 7); die geistliche Unterweisungs- und Erbauungsliteratur allein umfaßt ca. Dreiviertel der gesamten Textproduktion (Ruh 1978, 505). Charakteristisch ist auch für die geistliche Epik bis in die 2. Hälfte des 14. Jhs. noch der Reimpaarvers, wie er in der höfischen Epik kultiviert und für die Bearbeitung weltlicher wie geistlicher Stoffe verwendet wurde. Auch ausschließlich geistliche Werke schaffende Autoren um 1200 wie Konrad von Fußesbrunnen und Konrad von Heimesfurt hatten bereits teil an der Ausbildung der höfischen Literatursprache und wurden in den Dichterverzeichnissen Rudolfs von Ems, die einen Abriss der Geschichte der höfischen Epik bis auf Rudolfs eigene Zeit bieten, entsprechend gewürdigt. Der Reimpaarvers und die mit ihm verbundenen syntaktisch-stilistischen For-

men und Strukturen wurden in der geistlichen Epik weiterentwickelt, jedoch in ihr auch zuerst aufgegeben, denn bereits um die Mitte des 14. Jhs. erfolgte in großem Umfang der Übergang zur Prosa, die gegen Ende des 14. Jhs. in der Erbauungsliteratur fast ausschließlich dominierte (vgl. Ruh 1978). Die Wahl der Prosaform hat verschiedene Gründe (Objartel 1980, 714f.), sie ist u. a. mit einem Rezeptionswechsel vom Hören vorgelesener Literatur zum selbständigen Lesen schriftkundiger Laien verbunden, deren Lesefähigkeit nicht mehr an die Kenntnis des Lateins gebunden ist (vgl. von Polenz 2000, 123–125). Prosa wurde um die Mitte des 14. Jhs. in den großen Legendaren gebraucht, um 1400 dann auch in den umfangreichen Weltchronikkompilationen, erst im Laufe des 15. Jhs. auch für einige Werke der höfischen Versepike (u. a. Eilharts ‘Tristan’, Wolframs ‘Willehalm’, Wirnts ‘Wigalois’, Rudolfs von Ems ‘Guter Gerhart’). Originäre dichterische Werke und Neuproduktionen, an denen sich die traditionelle Literatur- und Sprachgeschichtsschreibung gewöhnlich orientiert (z. B. ‘Ackermann aus Böhmen’, um 1400), sind auch im Bereich der Prosa eher die Ausnahme im 15. Jh., das nicht nur im Hinblick auf die antike Literatur, sondern auch auf die volkssprachige Literatur des Mittelalters ganz auf Rezeption und Wiederverwertung des Überlieferten eingestellt ist und auch noch volkssprachige Werke des 11. Jhs. wie Williram’s Hoheliedkommentar mit allen formalen Einzelheiten reproduziert und reaktiviert (vgl. Kuhn 1980, 81); die umfassende Aneignung des Überlieferten betrifft auch die lat. Literatur und hat eine rege Übersetzungstätigkeit zur Folge, die sich wie bei Niklas von Wyle auch in bewußt latinisierender Diktion ausprägt (Objartel 1980, 714–717). Die literatursprachliche Entwicklung läßt sich am besten beobachten anhand von reich überlieferten und wirkungsmächtigen Werken, wie sie im Spätmittelalter nur die geistliche Literatur bietet. Die Ansätze zu einem überregionalen, auf der Literatursprache basierenden Ausgleich und zur Aussonderung engregionaler, primärer Dialektmerkmale hat Werner Besch (1967) anhand des in über 100 Hss. des 15. Jhs. überlieferten Erbauungsbuches ‘Die 24 Alten’ des Franziskaners Otto von Passau untersucht. Zwei weitere Werke aus der geistlichen Epik seien zum Schluß noch herausgegriffen, um mögliche frühere, bereits im 14. Jh. feststellbare literatursprachliche Tendenzen anzudeuten, die sich aus einer an den

Überlieferungsfakten orientierten Untersuchung zur Sprachgeschichte des Spätmittelalters ergeben.

‘*Passional*’. Das ‘*Passional*’ ist ein fast 110 000 Reimpaarverse umfassendes Legendar aus dem letzten Viertel des 13. Jhs. Der Autor stammte der Reimsprache nach aus den omd. Gebieten; aus seinen Selbstaussagen weiß man, daß er Priester war, doch seinen Namen verschweigt er absichtlich ebenso wie den seines Auftraggebers, der vermutlich in den Umkreis des Deutschen Ordens gehört. Außer dem ‘*Passional*’ hat der Dichter auch das ‘*Väterbuch*’ verfaßt (41 542 Reimpaarverse). Diese beiden Werke mit ihrer allein vom Umfang her im ganzen 13. Jh. unvergleichlichen Produktion eröffnen die Tradition der Deutschordensdichtung und gehören zu ihren literatursprachlichen Vorbildern. Das ‘*Passional*’ ist die erste große, auch dichterisch bedeutsame Legendensammlung, für die die lat. ‘*Legenda aurea*’ des Dominikaners Jacobus de Voragine (1228/29–1298) die Hauptquelle war. Das wirkungsmächtige lat. Legendar erfährt also noch zu Lebzeiten seines lat. Autors eine volkssprachliche Bearbeitung durch den *Passional*dichter. Ähnlich wie die Rezeption des Artusromans in Deutschland noch zu Lebzeiten Chrétiens de Troyes erfolgte, so erfährt rund 100 Jahre später eines der wirkungsmächtigsten Werke der lat. geistlichen Literatur unmittelbar nach seiner Entstehung eine dt. Rezeption. Diese Aneignung des ‘*Passional*’ im Dt. geschieht mit einem souveränen Einsatz aller literatursprachlichen Mittel, die der Dichter aus der weltlichen und geistlichen Literatur vor ihm kannte. Souveränität zeigt er in seinem freien Umgang mit der Quelle: Den auf die einzelnen Marien- und Herrenfeste verteilten Stoff des lat. Legendars hat er zusammengefaßt und in den epischen Zusammenhang eines Marienlebens gebracht, das als Buch 1 dem Buch 2 mit den Apostellegenden und Buch 3 mit den Legenden der übrigen Heiligen vorgeschaltet ist. Zu den bedeutenderen Nebenquellen gehört auch die ‘*Kindheit Jesu*’ Konrads von Fußesbrunnen, auf die der Dichter mit einem expliziten Quellenhinweis und der Versicherung, daß er sich an diese Quelle auch halten werde, zurückgreift. Der Rückgriff auf ein kurz vor 1200 entstandenes volkssprachiges Werk, das in den Bereich der höfischen Literatursprache gehört, dokumentiert zugleich auch das bewußte Anknüpfen an literatursprachliche Traditionen. Von dem Riesenwerk sind Buch 1 und 2, das Marien-

leben und die Apostellegenden, wohl von Anfang an gesondert überliefert worden; es existieren noch sieben vollständige Hss. mit dem vollständigen Text oder umfangreichen Auszügen und 46 Fragmente. Die erhaltene Überlieferung konzentriert sich auf die 1. Hälfte des 14. Jhs. im omd. Raum (zur Überlieferung ausführlich Richert 1978).

Das ‘*Passional*’ hatte in seiner gereimten Form nur eine kurze, aber sehr rege Phase der Vervielfältigung erlebt, ganz anders als etwa der ‘*Parzival*’, der unverändert über fast drei Jahrhunderte hinweg kontinuierlich tradiert wurde, und zwar auch dann noch, als neben dem die Literatursprache des 13. Jhs. prägenden Reimpaarvers bereits die Prosaform etabliert war. Trotz der lebhaften Verbreitung des ‘*Passionals*’ über eine kurze Zeitspanne ist seine Überlieferung so konsistent, daß über weite Partien so gut wie keine nennenswerten Varianten vorkommen (vgl. Richert 1978, 9 f.). Der *Passional*dichter orientierte sich „an der literarischen Tradition des obd. Raums, etwa an Rudolf von Ems, dem Stricker, Konrad von Würzburg“ (ebda., 180). Regional fixierbare Elemente, die das ‘*Passional*’ mit andern Werken der Deutschordensliteratur teilt, weist vor allem der Wortschatz auf; dazu gehören Ableitungen mit dem Suffix *-ât* (*marterat* ‘*Marter*’, *dienat* ‘*Dienst*’, *irrat* ‘*Irrtum*’, *murmelat*, *predigat*, *vinsterat*, *wandelat*, *wechselat*, *wunderat*, *zwiavelat*), Abstrakta auf *-de* (*serde* ‘*Schmerz*’, *swerde*, *betrubede* usw.) und zahlreiche Einzelwörter, die nur im Omd. belegt sind (ebda., 185–233; Caliebe 1985, 228–232).

Der älteste vollständige Textzeuge, die Berliner Hs. A (Mgf 778, um 1300), ist von einem einzigen Schreiber in einer einheitlichen und konsequenten Orthographie auf omd. Grundlage geschrieben, die einen beachtlichen Normierungsgrad aufweist und sich von der sprechsprachlichen Lautebene mit ihrer Varianz weitgehend gelöst hat zugunsten eines lautabstrahierenden ökonomischen Schreibsystems (vgl. auch Caliebe 1985, 215–226). Dieses läßt Umlaut und Diphthonge weitgehend unbezeichnet, verzichtet gänzlich auf die in den obd. Hss. üblichen Superskripte und Akzente und kommt mit einem beschränkten Zeicheninventar aus. In der Morphologie werden bestimmte Varianten systematisch funktionalisiert wie z. B. die des Art./Pron. *dil/die*: *di* steht für den Nom. Akk. Sg. Fem., *die* für Nom. Akk. Plur. aller Genera; Dat. und Akk. des Pers. Pron. der 2. Pers. Pl. lautet einheitlich *uch*.

Die in der Hs. A faßbare autornahe Sprache eines sowohl mit der lat. wie der volkssprachigen Literatursprache bestens vertrauten Klerikers wird in der variantenarmen omd. Überlieferung eines halben Jahrhunderts weitgehend bewahrt und durch ihre Vorbildfunktion für die Deutschordensdichtung des 14. Jhs. auch literatursprachgeschichtlich wirksam. Die überlieferungsgeschichtlichen Daten, vor allem die nachweisbaren Provenienzen der Hss., und die Büchererzeichnisse der Komtureien zeigen, daß das 'Passional' 'Vorleseliteratur' für die Ordensritter war (vgl. Richert 1978, 159–161), die aus der illiteraten laikalen Oberschicht vor allem Frankens, Thüringens und der Rheinlande stammten. Das 'Passional' war im Orden *czu tische czu lesen* (ebda., 160), es wurde vorgelesen für eine Hörergemeinschaft und knüpft nicht nur an die Literatursprache der höfischen Epik an, sondern auch an ihre hauptsächlichliche Rezeptionsform, den mündlichen Epenvortrag.

Der Normierungsgrad der Schreibsprache der Passionalhss., wie sie in Hs. A und anderen md. Codizes begegnet, entspricht weitgehend dem der md. Hss. der Deutschordensstatuten, deren älteste Zeugen allerdings im westlichen Md. zu lokalisieren sind. Nach den Vorschriften des Ordens mußte in jedem Ordenshaus ein Statutencodex vorhanden sein, bei dessen Herstellung sorgfältiges Kopieren ausdrücklich gefordert wurde (Gärtner/Holtus/Kramer 1997, 196 f.). Die zahlreichen erhaltenen Statutencodizes, deren Schreibsprache bisher kaum untersucht ist, zeigen ein hohes Niveau der Ausstattung und der Schrift, der die sorgfältige sprachliche Form entspricht; diese läßt die Schreibsprache eines zentralen Skriptoriums mit Normanspruch erkennen, welche eine kleinräumigere Lokalisierung erschwert (ebda., 197–202).

Obwohl das Verspassional nach der Mitte des 14. Jhs. durch die Prosalegendare allmählich abgelöst wurde, hatte es dennoch eine langandauernde Wirkung durch die Umformung großer Teile in Prosa, die gegen Ende des 14. Jhs. als die dem Erbauungsschrifttum gemäße Form so gut wie unumstritten war (Williams-Krapp 1986, 295). Zunächst aber gingen in der 2. Hälfte des 14. Jhs. noch Teile des Verspassionals in die umfangreichen Weltchronikkompilationen ein, die dann um 1400 in Prosa aufgelöst wurden und als Historienbibeln bis zum Aufkommen der ersten gedruckten Vollbibeln die Hauptquelle der

Laien für eine zusammenhängende Kenntnis der historischen Bibelbücher bildeten. Der neutestamentliche Teil der Historienbibeln, der besonders stark durch apokryphe und legendarische Teile aus dem Verspassional angereichert war, wurde auch noch als 'Neue Ee', d. h. als Neues Testament gedruckt (vgl. Gärtner 1985, 52–69). Ungleich wirkungsmächtiger wurde das 'Passional' aber durch seine Integration in das um 1400 in Nürnberg entstandene Prosalegendar 'Der Heiligen Leben', zu dessen Hauptquellen die beiden hagiographischen Werke des Passionaldichters gehörten. Für dieses Prosalegendar wurden nicht nur 'Passional' und 'Väterbuch', sondern auch noch andere deutschsprachige Quellen wie Hartmanns von Aue 'Gregorius' und Reinbots von Dürne 'Heiliger Georg' verwertet. Das vorzugsweise auf älteren dt. Versquellen beruhende Werk „war das mit Abstand verbreitetste und wirkungsmächtigste volkssprachige Legendar des europäischen Mittelalters“, dessen beispiellosen Erfolg knapp 100 Hss. und 33 obd. und 8 nd. Druckauflagen bis 1521 bezeugen (Brand u. a. 1996, XIII). Das 'Passional' blieb also auch nach der Mitte des 14. Jhs. noch ein vielbegehrter Text und wurde immer wieder angepaßt an neue Gebrauchssituationen und Benutzerbedürfnisse, die allerdings auch andere literatursprachliche Gestaltungsmittel erforderten. Für die Anpassung an neue Gebrauchszusammenhänge durch die Prosifizierung der dt. Versquellen waren tiefgreifende Textveränderungen erforderlich: „Kürzung auf die Summa facti, Abbau von individualisierenden Darstellungsmomenten, Ausklammerung einer differenzierteren Problematik und im Stilistischen eine vergleichbare Tendenz zur syntaktischen Reihung mit Nivellierung komplexer Abhängigkeitsverhältnisse“ (Mertens 1979, 287; vgl. Williams-Krapp 1986, 271–273, 294 f.; zu den sprachlichen Repräsentationsformen der Erzählinhalte in den Historienbibeln vgl. von Bloh 1993, 131–144).

Philipp der Kartäuser: 'Marienleben'. (Literatur zum folgenden Gärtner 1989, 588–598). Das 'Marienleben' (ed. Heinrich Rückert 1853) Philipps wurde um 1300 in der bedeutenden Kartause Seitz (Steiermark) für die Brüder des Deutschen Ordens verfaßt. Der Entstehungsort, der Name des Autors und die Empfänger sind bekannt, aber lokalisieren läßt sich der Autor aufgrund seiner Reimsprache nicht, denn seine Reime sind nicht mehr rein; er reimt z. B. *chriech* 'Krieg'

auf *siech* 'krank', *mich* auf *unschuldich* und *uns* (= nd. *us*) auf lat. Namen mit der Endung *-us*. Philipp stammte wohl kaum aus Österreich, wo um 1300 der reine Reim auch für die geistliche Epik noch obligatorisch war, sondern vermutlich aus dem md.-nd. Grenzgebiet. Seine um 1300 ungewöhnliche Reimtechnik hat die Wirkung des Werkes in keiner Weise beeinträchtigt, denn von keinem anderen Werk der dt. Reimpaarepik wird die erhaltene Überlieferung und nachweisbare Wirkung des 'Marienlebens' übertroffen, weder vom 'Passional' noch von Wolframs 'Parzival'. In Prolog und Epilog geht Philipp auf die im Deutschen Orden besonders gepflegte Marienverehrung ein, die für ihn der Anlaß für die Abfassung des Werkes war. In einer Gruppe von Handschriften wird eine Partie des Prologs zu einer Art Copyright des Deutschen Ordens umgeformt, der die weitere Verbreitung des Werkes übernommen hat (*ein bûch habent die tevtischen herren / daz wart in gesant von verren / dar ab wart geschriben ditze*). Inzwischen sind 111 Handschriften und Fragmente der Versfassung bekannt, die aus dem gesamten dt. Sprachgebiet stammen, mit einer merklichen Ausnahme im Alem., wo konkurrierende Bearbeitungen und eine Prosaversion (seit 1418) im Umlauf waren (s. u.). 22 Hss. mit Prosafassungen des vollständigen Textes kennt man. Die Überlieferung des autornahen Verstextes im Nd. (datiertes Fragment von 1326) setzt noch zu Lebzeiten Philipps ein, der wohl 1345/46 hochangesehen in seinem Orden in der Kartause Mauerbach bei Wien starb. Ebenfalls noch in der 1. Hälfte des 14. Jhs. entstehen reimbessernde Bearbeitungen des Textes, die von besonderem Interesse für eine literarische Sprachgeschichte sind.

Philipps Hauptquelle ist die lat. 'Vita beate Marie virginis rhythmica', die um 1230 in Süddeutschland entstand. Die weit verbreitete lat. Quelle wurde vor und nach Philipp von zwei anderen Autoren im Alem., Walther von Rheinau und Wernher dem Schweizer, in dt. Reimpaarverse gebracht, doch blieben ihre reimtechnisch einwandfreien Versionen der 'Vita' ohne nennenswerte Wirkung. Die beiden alem. Bearbeiter lösen sich kaum vom Text und Stil der 'Vita' und versuchen, ihren rhetorischen Schmuck mit den Mitteln der klassischen höfischen Dichtung wiederzugeben. Philipp macht sich dagegen ganz frei vom Stil und der Kompositionstechnik seiner Quelle; so reduziert er z. B. die elaborierten Schönheitsbeschreibungen Marias und Jesu,

indem er viele von der lat. Schulrhetorik vorgeschriebene Details und deren Reihenfolge außer Acht läßt und die Schilderung dadurch entlastet und vereinfacht. Auch sonst kürzt und vereinfacht er, um verständlich zu sein und die Leser und Hörer betroffen zu machen. Die 'Vita' basiert überwiegend auf apokryphen Quellen; Philipp läßt aber fast die Hälfte des lat. Textes weg und greift statt dessen immer wieder auf die kanonischen Evangelien zurück. Die beziehungslos gereihten Kapitel der 'Vita' bringt er in einen geschlossenen Handlungszusammenhang, indem er sie aufeinander abstimmt und verknüpft durch redaktionelle Übergänge und Vor- und Rückblenden. Auf diese Weise entsteht im Unterschied zu den anderen Marienleben vor und nach ihm eine fortlaufende Darstellung der gesamten neutestamentlichen Geschichte, die zum ersten Mal wieder seit Otfrids Evangelienbuch und dem 'Heliand' den Laien den Stoff des Neuen Testaments, insbesondere der überwiegend auf kanonischem Material beruhenden Passion, als zusammenhängende Erzählung bot. Dieses 'Marienleben' eignete sich daher besonders für die Aufnahme in die großen Weltchronikkompilationen und wurde bereits in ihren Vorstufen, den Hss. mit einem aus Rudolfs von Ems 'Weltchronik', der 'Christherre-Chronik' und dem 'Marienleben' zusammengesetzten Inhalt, als Reimbibel zu einer Art Bibelersatz für die Laien.

Für eine literarische Sprachgeschichte ist Philipps Werk von einzigartigem Wert, denn er benutzt wohl noch den Reimpaarvers, aber seine Reime sind nicht mehr rein. Dies hat schon früh in der modernen Literaturgeschichte zu einer Verkennung der literarischen Qualität des Werkes geführt und zu Lebzeiten Philipps bereits zu einer erfolgreichen reimbessernden Bearbeitung, die im Südosten entstand und schon vor ihrer Fertigstellung in Teilen „veröffentlicht“ und mit dem noch unbearbeiteten Rest kombiniert wurde. Für die ästhetischen Ansprüche an die Reimtechnik scheint im Südwesten während des ganzen 14. Jhs. der reine Reim unverzichtbar gewesen zu sein. Auch in der omd. Überlieferung gibt es immer wieder Ansätze zu reimbessernden Bearbeitungen, dagegen wird in der wmd. und nd. Überlieferung der autornahe Text unverändert tradiert, sieht man einmal ab von der Umsetzung des Wortlauts auf der Ebene der Laute und Formen ins Wmd. oder Nd. Philipps auffallend sorglose Reimtechnik ist verbunden mit häufigem

Enjambement, das aber nicht wie in der höfischen Epik und auch noch beim Passionaldichter mit Brechungen gekoppelt ist. Die Vernachlässigung von Reim und Vers und die durch das Enjambement deutliche Annäherung an die Prosa sind die literatursprachgeschichtlich bemerkenswerten Tendenzen, die hier in der geistlichen Epik faßbar werden und auf die in den einzelnen Rezeptionsgebieten des Marienlebens in unterschiedlicher Weise reagiert wird. Der Reim wird für bestimmte Partien des Werkes wie z. B. den auf einen Reimtyp durchgereimten Versen des Eingangsgebets noch als ausgesprochenes Kunstmittel benutzt, aber als stilistisches Vorbild dominiert die vom Repetitionsstil der Psalmen geprägte Form und die einfache Sprache der Evangelien. Ein weiteres charakteristisches Stilmittel ist die asyndetische Parataxe, die aber nicht wie in der frühmhd. geistlichen Epik ein durchgängiges Formmerkmal ist, sondern sie wird vorwiegend eingesetzt in Sätzen mit Bewegungsverbren, um rasch aufeinander folgende oder gleichzeitige Handlungen darzustellen. Rhetorisch durchstilisiert sind die Marienklagen (V. 7012 ff.), Marias Beschreibung der himmlischen Freuden (V. 936 ff.) und ihre Himmelfahrt (V. 9586 ff.). Für eine Literatursprachgeschichte bildet die reiche Überlieferung des Werkes ein einzigartiges Material zur Untersuchung der regionalspezifischen Rezeption eines der erfolgreichsten Werke der spätmittelalterlichen Erbauungsliteratur.

Das Marienleben wurde auch in Prosa aufgelöst (s. o.) und als neutestamentlicher Teil in die Historienbibeln, wie sie in der Werkstatt Diebold Laubers hergestellt wurden, integriert. Es bildete ferner mit einigen Passionalteilen den Grundstock für die Prosa der 'Neuen Ee', einer neutestamentlichen Historienbibel, die mehrere Druckauflagen erlebte (s. o.). Die Prosifizierung war wie beim 'Passional' Voraussetzung für die Anpassung an neue Gebrauchssituationen und Benutzerbedürfnisse. Aber auch im 15. Jh. wurde die Verfassung immer wieder abgeschrieben und gelesen.

Der im 14. und 15. Jh. mehr als Wolfram und Gottfrid gelesene Text, dem *sermo humilis* der Bibel in den erzählenden Partien verpflichtet und in diesen Teilen ohne besondere ästhetische Ansprüche, macht gerade im Vergleich mit der höfischen Klassik das Problem der Wertung für die Literaturgeschichtsschreibung deutlich (vgl. Kuhn 1980, 97 f.; Burger 1980, 707), weniger dagegen für die

Sprachgeschichtsschreibung. Wie kaum ein anderer Text ist seine Überlieferung daher geeignet, die für eine literarische Sprachgeschichte wesentlichen Aspekte zu verdeutlichen.

5. Literatur (in Auswahl)

Bach, Adolf, Geschichte der deutschen Sprache. 8. Aufl. Heidelberg 1965.

Bartelmez, Erminnie H. (Hrsg.), The 'Expositio in Cantica Cantorum' of Williram, Abbot of Ebersberg 1048–1085. Philadelphia 1967. (Memoirs of the American Philosophical Society 69).

Beckers, Hartmut, Zum Wandel der Erscheinungsformen der deutschen Schreib- und Literatursprache Norddeutschlands im ausgehenden Hoch- und beginnenden Spätmittelalter (rund 1170–rund 1350). In: NdW 22, 1982, 1–39.

Bergmann, Rolf (Hrsg.), Probleme der Edition althochdeutscher Texte. Göttingen 1993. (StAhd. 19).

Bergmann, Rolf/Stefanie Stricker, Katalog der althochdeutschen Glossenhandschriften. In: Rolf Bergmann (Hrsg.), Germanistik und Kommunikationswissenschaft in Bamberg. Bamberg 1995, 12–19. (Forschungsforum. Berichte aus der Otto-Friedrich-Universität Bamberg. Heft 7).

Bertelsmeier-Kierst, Christa, Aufbruch in die Schriftlichkeit. Zur volkssprachlichen Überlieferung im 12. Jahrhundert. In: Wolfram-Studien 16, 2000, 157–174.

Bertelsmeier-Kierst, Christa/Jürgen Wolf, 'Man schreibt deutsch'. Volkssprachliche Schriftlichkeit im 13. Jh. Erträge des 'Marburger Repertoriums' deutschsprachiger Handschriften des 13. Jhs. In: Jahrbuch der Oswald von Wolkenstein Gesellschaft 12, 2000, 21–34.

Besch, Werner, Zur Erschließung früheren Sprachstandes aus schriftlichen Quellen. In: Friedrich Maurer (Hrsg.), Vorarbeiten und Studien zur Vertiefung der südwestdeutschen Sprachgeschichte. Freiburg 1965, 104–130.

Ders., Sprachlandschaften und Sprachausgleich im 15. Jahrhundert. Studien zur Erforschung der spätmittelhochdeutschen Schreibdialekte und zur Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache. München 1967. (Bibliotheca Germanica 11).

Besch, Werner/Oskar Reichmann, Stefan Sonderegger (Hrsg.), Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. 2 Teilbde. Berlin 1984, 1985. (HSK 2, 1–2).

Bischoff, Bernhard, Paläographische Fragen deutscher Denkmäler der Karolingerzeit. In: FSt 5, 1971, 101–134.

- Ders., Die Schriftheimat der Münchener 'Heliand'-Handschrift. In: PBB(T) 101, 1979, 161–170.
- Bloh, Ute von, Die illustrierten Historienbibeln. Text und Bild in Prolog und Schöpfungsgeschichte der deutschsprachigen Historienbibeln des Spätmittelalters. Bern [u. a.] 1993. (Vestigia Bibliae 13/14).
- Boor, Helmut de, Frühmittelhochdeutsche Studien. Zwei Untersuchungen. Halle (Saale) 1926.
- Brand, Margit [u. a.] (Hrsg.), Der Heiligen Leben. Band I: Sommerheil. Tübingen 1996. (TTG 44).
- Bumke, Joachim, Epenhandschriften. Vorüberlegungen und Informationen zur Überlieferungsgeschichte der höfischen Epik im 12. und 13. Jahrhundert. In: Ludger Grenzmann, Hubert Herkommer, Dieter Wuttke (Hrsg.), Philologie als Kulturwissenschaft. Studien zur Literatur und Geschichte des Mittelalters. Festschrift für Karl Stackmann zum 65. Geburtstag. Göttingen 1987, 45–59.
- Ders., Wolfram von Eschenbach. 6. Aufl. Stuttgart 1991. (SM 36).
- Ders., Die vier Fassungen der 'Nibelungenklage'. Untersuchungen zur Überlieferungsgeschichte und Textkritik der höfischen Epik im 13. Jahrhundert. Berlin/New York 1996.
- Ders., Wolfram von Eschenbach. In: VL 10, 1999, 1376–1418.
- Burger, Harald, Deutsche Literatursprache des Mittelalters. In: LGL 1980, 707–712.
- Caliebe, Manfred, Hester. Eine poetische Paraphrase des Buches Esther aus dem Ordenslande Preußen. Edition und Kommentar. Marburg 1985. (Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens 21).
- Cerquiglini, Bernard, Éloge de la variante. Histoire critique de la philologie. Paris 1989.
- Cramer, Thomas, Geschichte der deutschen Literatur im späten Mittelalter. München 1990. (dtv 4553).
- Eggers, Hans, Deutsche Sprachgeschichte. Bd. 1: Das Althochdeutsche und das Mittelhochdeutsche. Bd. 2: Das Frühneuhochdeutsche und das Neuhochdeutsche. Reinbek 1986. (rde 425).
- Eilers, Helge, Untersuchungen zum frühmittelhochdeutschen Sprachstil am Beispiel der 'Kaiserchronik'. Göttingen 1972. (GAG 76).
- Fromm, Hans, Stemma und Schreibnorm. Bemerkungen anlässlich der 'Kindheit Jesu' des Konrad von Fußesbrunnen. In: Ursula Hennig/Herbert Kolb (Hrsg.), Mediaevalia litteraria. Festschrift f. H. de Boor zum 80. Geburtstag. München 1971, 193–210.
- Gärtner, Kurt, Zur Überlieferungsgeschichte des 'Passionals'. In: ZdPh. 104, 1985, 35–69.
- Ders., Zu den Handschriften mit dem deutschen Kommentarteil des Hoheliedkommentars Williram von Ebersberg. In: Honemann/Palmer (Hrsg.) 1988, 1–34.
- Ders., Stammen die französischen Lehnwörter in Hartmanns 'Erec' aus Chrétien's 'Erec et Enide'? In: Wolfgang Haubrichs (Hrsg.), Sprachgrenzen. LiLi 91, 1991, Heft 83, 76–88.
- Ders., Die *Kaiserchronik* und ihre Bearbeitungen. Editionsdesiderate der Versepike des 13. Jahrhunderts. In: Dorothee Lindemann, Bernd Volkmann, Klaus-Peter Wegera (Hrsg.), *bickelwort* und *wildiu mare*. Festschrift für Eberhard Nellmann zum 65. Geburtstag. Göttingen 1995, 366–379. (GAG 618).
- Ders., Die Williram-Überlieferung als Quellengrundlage für eine neue Mittelhochdeutsche Grammatik. In: ZdPh. 110, 1991, 23–545. (Sonderheft 'Mittelhochdeutsche Grammatik als Aufgabe'. Bes. von Wegera, Klaus-Peter).
- Ders., Williram von Ebersberg. In: VL 9, 1999, 1156–1170.
- Ders., Althochdeutsch oder Mittelhochdeutsch? Abgrenzungsprobleme im Bereich der Glossenliteratur und ihre Bedeutung für die Sprachstudienlexikographie. In: Haubrichs u. a. (Hrsg.) 2000, 105–117.
- Gärtner, Kurt/Günter Holtus, Die erste deutsch-französische 'Parallelurkunde'. Zur Überlieferung und Sprache der Straßburger Eide. In: Kurt Gärtner/Günter Holtus (Hrsg.), Beiträge zum Sprachkontakt und zu den Urkundensprachen zwischen Maas und Rhein. Trier 1995, 97–127. (Trierer Historische Forschungen 29).
- Gärtner, Kurt/Günter Holtus/Johannes Kramer, Sprachliche Bemerkungen zum lateinischen, französischen, deutschen und niederländischen Text der Statuten des Deutschen Ordens. In: Günter Holtus/Johannes Kramer/Wolfgang Schweikard (Hrsg.), *Italica et Romanica*. Festschrift für Max Pfister zum 65. Geburtstag. Bd. 2. Tübingen 1997, 185–231.
- Grubmüller, Klaus, Literatursprache und Entstehung überregionaler Sprachformen im mittelalterlichen Deutsch. In: Besch/Reichmann/Sonderegger (Hrsg.), Sprachgeschichte 2, 1985, 1766–1773.
- Guchmann, Mirra M., Der Weg zur deutschen Nationalsprache, Teil 1. Berlin 1964. (BGesch. Nhd. 1).
- Dies., Deutsche Sprachgeschichte und Literaturgeschichte. In: Besch/Reichmann/Sonderegger (Hrsg.), Sprachgeschichte 1, 1984, 19–28.

- Hartmann, Reinildis, *Allegorisches Wörterbuch zu Otfrids von Weissenburg Evangeliendichtung*. München 1975. (MM-S 26).
- Haubrichs, Wolfgang, *Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zum Beginn der Neuzeit*. Band I: Von den Anfängen bis zum hohen Mittelalter. Teil 1: Die Anfänge: Versuche volkssprachiger Schriftlichkeit im frühen Mittelalter (ca. 700–1050/60). Frankfurt 1988.
- Haubrichs, Wolfgang [u. a.] (Hrsg.), *Theodisca*. Beiträge zur althochdeutschen und altniederdeutschen Sprache in der Kultur des frühen Mittelalters. Eine internationale Fachtagung in Schönmühl bei Penzberg vom 13. bis 16. März 1997. Berlin/New York 2000.
- Ders./Max Pfister, „In francia fui“. Studien zu den romanisch-germanischen Interferenzen und zur Grundsprache der althochdeutschen ‚Pariser (altdeutschen) Gespräche‘ nebst einer Edition des Textes. Stuttgart 1989. (AWMainz 1989, Nr. 6).
- Heinzle, Joachim, *Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zum Beginn der Neuzeit*. Bd. II: Vom hohen zum späten Mittelalter. Teil 2: Wandlungen und Neuansätze im 13. Jahrhundert (1220/30–1280/90). 2., durchgesehene Auflage. Tübingen 1994.
- Heliand und Genesis. Hrsg. v. Otto Behaghel. 9. Aufl. bearb. v. Burkhard Taeger. Tübingen 1984. (ATB 4).
- Hellgardt, Ernst, *Die deutschsprachigen Handschriften im 11. und 12. Jahrhundert*. Bestand und Charakteristik im chronologischen Abriß. In: Honemann/Palmer (Hrsg.) 1988, 35–81.
- Ders., *Zur Mehrsprachigkeit im Karolingerreich*. Bemerkungen aus Anlaß von Rosamond McKittricks Buch „The Carolingians and the written word“. In: PBB 118, 1996, 1–48.
- Henzen, Walter, *Schriftsprache und Mundarten*. Ein Überblick über ihr Verhältnis und ihre Zwischenstufen im Deutschen. 2., neu bearb. Aufl. Bern 1954. (Bibliotheca Germanica 5).
- Honemann, Volker/Nigel F. Palmer (Hrsg.), *Deutsche Handschriften 1100–1400*. Oxforder Kolloquium 1985. Tübingen 1988.
- Johnson, L. Peter, *Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zum Beginn der Neuzeit*. Bd. II: Vom hohen zum späten Mittelalter. Teil 1: Die höfische Literatur der Blütezeit (1160/70–1220/30). Tübingen 1999.
- Kartschoke, Dieter, *Geschichte der deutschen Literatur im frühen Mittelalter*. München 1990. (dtv 4551).
- Kleiber, Wolfgang, *Otfred von Weissenburg*. Untersuchungen zur handschriftlichen Überlieferung und Studien zum Aufbau des Evangelienbuches. Bern/München 1971. (Bibliotheca Germanica 14).
- Ders., *Zur Sprache der ahd. Glossen Otfrids im Cod. Guelf. 50 Weiss*. In: *Althochdeutsch* (Festschrift R. Schützeichel). Bd. I: Grammatik, Glossen und Texte. Heidelberg 1987, 532–544.
- Ders., *Dialektale Bestandteile in Wolframs Wortschatz*. Beiträge zur Erschließung des historischen fränkischen Winzerlexikons (mit einer Karte). In: Gärtner, Kurt/Joachim Heinzle (Hrsg.), *Studien zu Wolfram von Eschenbach*. Festschrift für Werner Schröder zum 75. Geburtstag. Tübingen 1989, 51–66.
- Ders., *Zur Otfredition*. In: Bergmann (Hrsg.) 1993, 83–102.
- Ders., *Zu Graphemik und Lexik in den Otfridhandschriften VP*. In: Haubrichs [u. a.] (Hrsg.) 2000, 118–142.
- Klein, Thomas, *Ermittlung, Darstellung und Deutung von Verbreitungstypen in der Handschriftenüberlieferung mittelhochdeutscher Epik*. In: Honemann/Palmer (Hrsg.) 1988, 110–167.
- Ders., *Zum Verhältnis von Sprachgeschichte und Literaturgeschichte in der gegenwärtigen Mittelaltergermanistik*. In: DU 41, Heft 1, 1989, 91–103.
- Ders., *Die Parzivalhandschrift Cgm 19 und ihr Umkreis*. In: *Wolfram-Studien* 12, 1992, 32–66.
- Klein, Thomas/Cola Minis, *Heinrich von Veldeke und die mitteldeutschen Literatursprachen*. 2 Studien zu Veldeke und zum Straßburger Alexander. Amsterdam 1985. (Amsterdamer Publikationen zur Sprache und Literatur 61).
- Kluge, Friedrich, *Deutsche Sprachgeschichte*. Werden und Wachsen unserer Muttersprache von ihren Anfängen bis zur Gegenwart. 2. Aufl. Leipzig 1925.
- Kuhn, Hugo, *Entwürfe zu einer Literatursystematik des Spätmittelalters*. Tübingen 1980.
- Masser, Achim, *Der handschriftliche Befund und seine literarhistorische Auswertung*. In: Bergmann (Hrsg.) 1993, 124–134.
- Maurer, Friedrich/Heinz Rupp, *Deutsche Wortgeschichte*. 3., neubearb. Aufl. 3 Bde. Berlin/New York 1974.
- Mertens, Volker, *Verslegende und Prosalegendar*. Zur Prosafassung von Legendenromanen in ‚Der Heiligen Leben‘. In: Volker Honemann [u. a.] (Hrsg.), *Poesie und Gebrauchsliteratur im deutschen Mittelalter*. Würzburger Colloquium 1978. Tübingen 1979, 265–289.
- Mihm, Arend, *Zur Deutung der graphemischen Variation in historischen Texten*. In: *Vom Umgang mit sprachlicher Variation*. Soziolinguistik, Dialek-

- tologie, Methoden und Wissenschaftsgeschichte. Festschrift für Heinrich Löffler zum 60. Geburtstag. Tübingen/Basel 2000, 367–390.
- Milde, Wolfgang, Faksimileausgabe und Edition des Codex Discissus (D) von Otfrids Evangelienbuch. In: Bergmann (Hrsg.) 1993, 103–109.
- Moolenbroek, Jaap van/Maaike Mulder (Hrsg.), *Scolastica willic ontbinden*. Over de Rijmbijbel van Jacob van Maerlant. Hilversum 1991.
- Neddermeyer, Uwe, Von der Handschrift zum gedruckten Buch. Schriftlichkeit und Leseinteresse im Mittelalter und in der frühen Neuzeit. Quantitative und qualitative Aspekte. Bd. 1: Text; Bd. 2: Anlagen. Wiesbaden 1998.
- Nellmann, Eberhard, Kaiserchronik. In: VL 4, 1983, 949–964.
- Obartjel, Georg, Deutsche Literatursprache der frühen Neuzeit. In: LGL 1980, 712–719.
- Ohly, Friedrich, Zum Dichtungsschluß *Tu autem, Domini, miserere nobis*. In: DVLG 47, 1973, 26–68; wiederabgedruckt in: F. O., Ausgewählte und neue Schriften zur Literaturgeschichte und zur Bedeutungsforschung. Hrsg. v. Uwe Ruberg/Dietmar Peil. Stuttgart/Leipzig 1995, 1–33.
- Öhmann, Emil, Der romanische Einfluß auf das Deutsche bis zum Ausgang des Mittelalters. In: Maurer/Rupp (Hrsg.) 1974, 323–396.
- Palmer, Nigel F., Von der Paläographie zur Literaturwissenschaft. Anlässlich von Karin Schneider, Gotische Schriften in deutscher Sprache, Bd. I. In: PBB 113, 1991, 212–250.
- Ders., Der Codex Sangallensis 857: Zu den Fragen des Buchschmucks und der Datierung. In: Wolfram-Studien 12, 1992, 15–31.
- Paul, Hermann [u. a.], Mittelhochdeutsche Grammatik. 24. Aufl. Tübingen 1998.
- Polenz, Peter von, Karlische Renaissance, karlische Bildungsreform und die Anfänge der deutschen Literatur. In: Mitteilungen des Marburger Universitätsbundes 1959, H. 1/2, 27–39.
- Ders., Geschichte der deutschen Sprache. 9. Aufl. Berlin 1978. (SaGö 2206).
- Ders., Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart. Bd. I: Einführung, Grundbegriffe. 14. bis 16. Jahrhundert. 2., überarb. und erg. Aufl. Berlin/New York 2000.
- Richert, Hans-Georg, Wege und Formen der Passionalüberlieferung. Tübingen 1978. (Hermaea N.F. 40).
- Roelcke, Thorsten, Literatursprache. In: RdL 2, 2000, 477–480.
- Ruh, Kurt, Geistliche Prosa. In: Willi Erzgräber (Hrsg.), Europäisches Spätmittelalter. Wiesbaden 1978, 565–605.
- Ders., Überlieferungsgeschichte mittelalterlicher Texte als methodischer Ansatz zu einer erweiterten Konzeption von Literaturgeschichte. In: Überlieferungsgeschichtliche Prosaforschung. Beiträge der Würzburger Forschergruppe zur Methode und Auswertung. Hrsg. v. Kurt Ruh. Redaktion: Hans-Jürgen Stahl. Tübingen 1985, 262–272.
- Schirok, Bernd, Parzivalrezeption im Mittelalter. Darmstadt 1982. (Erträge der Forschung 174).
- Schneider, Karin, Gotische Schriften in deutscher Sprache. I. Vom späten 12. Jahrhundert bis um 1300. Textband. Wiesbaden 1987.
- Schröder, Werner, Grenzen und Möglichkeiten einer althochdeutschen Literaturgeschichte. Berlin 1959. (Sächs. Ak. Wiss. Leipzig 105, 2).
- Ders., Otfrid von Weißenburg. In: VL 7, 1989, 172–193.
- Schützeichel, Rudolf, Codex Pal. lat. 52: Studien zur Heidelberger Otfridhandschrift, zum Kicilavers und zum Georgslied. Göttingen 1982. (AAK-Gött 130).
- Schwob, Anton (Hrsg.), Editionsberichte zur mittelalterlichen deutschen Literatur. Beiträge der Bamberger Tagung „Methoden und Probleme der Edition mittelalterlicher deutscher Texte“ 26.–29. Juni 1991. Göttingen 1994. (Litteræ 117).
- Sonderegger, Stefan, Das Althochdeutsche der Vorakte der älteren St. Galler Urkunden. In: ZMF 28, 1961, 251–286.
- Ders., Grundzüge deutscher Sprachgeschichte. Diachronie des Sprachsystems. Band I: Einführung – Genealogie – Konstanten. Berlin 1979.
- Ders., Notker III. von St. Gallen. In: VL 6, 1987, 1212–1236.
- Ders., Grundsätzliche Überlegungen zu einer literarischen Sprachgeschichte des Deutschen. In: Besch, Werner (Hrsg.), Deutsche Sprachgeschichte. Grundlagen, Methoden, Perspektiven. Festschrift für Johannes Erben zum 65. Geburtstag. Frankfurt [u. a.] 1990, 31–49.
- Taeger, Burkhard, ‘Altsächsische Genesis’. In: VL 1, 1978, 313–317.
- Ders., ‘Heliand’. In: VL 3, 1981, 958–971.
- Ders., 1984, s. Heliand und Genesis.
- Tschirch, Fritz, Geschichte der deutschen Sprache II. Entwicklungen und Wandlungen der deutschen Sprachgestalt vom Hochmittelalter bis zur Gegenwart. 3. erg. u. überarb. Aufl. von Werner Besch. Berlin 1989. (GG 9).

Vizkelety, András, Eine lateinische Prosabearbeitung der 'Kaiserchronik'. In: Schwob (Hrsg.) 1994, 341–345.

Vollmann-Profe, Gisela, Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zum Beginn der Neuzeit. Bd. I: Von den Anfängen bis zum hohen Mittelalter, Teil 2: Wiederbeginn volkssprachiger Schriftlichkeit im hohen Mittelalter (1050/60–1160/70). Königstein 1986.

Wehrli, Max, Vom frühen Mittelalter bis zum Ende des 16. Jhs. Stuttgart 1980. (GdL 1).

Williams-Krapp, Werner, Die deutschen und niederländischen Legendare des Mittelalters. Studien zu ihrer Überlieferungs-, Text- und Wirkungsgeschichte. Tübingen 1986. (TTG 20).

Wunder, Dieter, Der Nebensatz bei Otfrid. Heidelberg 1965.

Kurt Gärtner, Trier

196. Grundlinien einer literarischen Sprachgeschichte in neuhochdeutscher Zeit

1. Allgemeines
2. Das 15. und 16. Jahrhundert
3. Barock
4. Das 18. Jahrhundert
5. Klassik und Romantik
6. Das 19. Jahrhundert
7. Das 20. Jahrhundert
8. Literatur (in Auswahl)

1. Allgemeines

1.1. Die Sprache der Literatur (im engeren Sinn, also der Dichtung) ist nicht zu allen Zeiten ein von anderen abhebbares Subsystem innerhalb des Diasystems der dt. Nationalsprache. Wenn auch die (schöne) Literatur sich bis in die Gegenwart hinein, und zwar nach pragmatischen (auf Produktion und Rezeption bezüglichen) Kriterien, im großen und ganzen deutlich als eigene Textklasse abzeichnet (die definitionsbedingten Abgrenzungsschwierigkeiten gegenüber berichtenden, philosophischen, essayistischen und rhetorischen Textsorten bleiben außer Betracht, da es hier in erster Linie auf einen unstrittigen Kernbereich ankommt), so sind doch linguistische Kriterien für eine „poetische Sprache“ nicht für alle Epochen aufzustellen. Besonderheiten der Lexik und der Syntax haben sich nicht zu einem solchen Subsystem verfestigt, und selbst der klassische Kanon der poetischen Vertextungsmuster ist nach und nach, spätestens im 20. Jh., großenteils aufgegeben worden. Das Verhältnis, in dem die Sprachformen der Dichtung zu denen anderer schriftlicher wie auch gesprochener Texte stehen, ist einer der wesentlichen Aspekte ihrer Geschichte, es mag

durch Differenz oder durch Nachahmung in der einen oder der anderen Richtung bestimmt sein.

1.2. Unter *Literatursprache* seien hier die rekurrent auftretenden und somit charakteristischen Muster der Sprachverwendung in einer Menge von (literarischen) Texten verstanden; diese mögen einer Epoche oder einer literarischen Gruppe oder Schule angehören, im Grenzfall kann es auch die Produktion eines Autors oder sogar nur ein einzelnes Werk sein. Die charakteristischen sprachlichen Merkmale bilden den Stil eines Autors, einer Gruppe usw. Um den Stilbegriff in einer theoretisch angemessenen Allgemeinheit zu definieren, wird er als rekurrente Auswahl aus den Möglichkeiten des Sprachsystems verstanden. Im rekurrenten Auftreten der gleichen oder ähnlichen Phänomene (auf welcher sprachlichen Ebene auch immer) manifestiert sich die Norm, das Auswahlprinzip, das die Sprachgestaltung lenkt. – Die Analyse der sprachlichen Muster der Texte ist Aufgabe linguistischer Deskription. Vollständige Analysen dieser Art liegen bisher kaum vor, vor allem nicht solche, die die verschiedenen sprachlichen Ebenen und auf diesen möglichst viele Merkmale erfassen. Allerdings ist die Beschreibung des Stils literarischer Texte auch nicht auf solche vollständigen Deskriptionen angewiesen; von ihrer Aufwendigkeit abgesehen, enthalten sie sogar einen grundsätzlichen Mangel: sie erfassen nicht die Signifikanz der Merkmale. Die Tradition sah das Stilphänomen vor allem als eine Differenzqualität: als Abweichung von den Normen anderer Texte, seien es umgangssprachliche oder nichtpoetische oder